

Leinfinger.

UB Braunschweig

84



2234-528-0



Sounj.

2234-528 0

Johannes Lennig,

Doctor der Philosophie, Professor der Naturgeschichte am Josephinum zu Hildesheim und Domvicar an der Cathedrale daselbst, sowie wirkliches, correspondirendes und Ehrenmitglied von mehreren naturhistorischen Gesellschaften

nach

seinem Leben und Wirken

in kleinen Bildern dargestellt

von

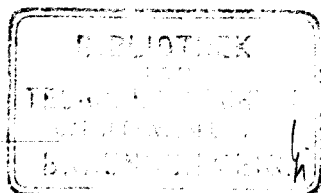
Karl Lorenz Grube,

Pfarrer der Diocese Hildesheim, z. Z. Kaplan in Benedictbeuern.

„Et disputavit super lignis et disseruit de jumentis
et volucris et reptilibus et piscibus.“

III. Reg. cap. 4, 33.

Mit Lennig's Portrait.



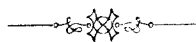
Hannover.

Verlag der Hahn'schen Buchhandlung.

1876.

Hofbuchdruckerei der Gebr. Zänerle in Hannover

Leunis'
Leben und Wirken
in
kleinen Bildern dargestellt.



Vorrede.

Bereits im nächsten Jahre nach dem Tode des Professors Leunis, den ich während meiner Gymnasialstudien zum Lehrer gehabt habe, hatte ich die Absicht, eine kleine Biographie über ihn der Oeffentlichkeit zu übergeben. Aber der Kulturkampf vertrieb mich aus Heimath und Vaterstadt und zerstörte damit auch meinen Plan.

In diesem Frühjahr indeß sollte das zufällige Zusammentreffen mit einem Pfarrer der Erzdiöcese München, der schon seit drei und dreißig Jahren mit größtem Eifer sich dem Studium der Naturgeschichte widmet und nun vornehmlich nach Leunis' Werken arbeitet, diesen Plan neu in mir aufleben lassen.

Ermuthigt durch die günstige Aufnahme meines ersten schriftstellerischen Versuches ¹⁾, noch viel mehr aber durch den Gedanken, daß bei dem bisherigen Mangel einer eingehenden Biographie von Leunis jede Mittheilung über ihn seinen

¹⁾ Der heilige Bischof Altfried von Hildesheim, Gründer des ehemaligen freien Reichsstiftes Essen, Hildesheim bei Kornacker 1875.

zahlreichen Schülern eine angenehme Erinnerung, seinen Verehrern und Freunden aber, welche ihn entweder persönlich oder nur aus seinen Werken kannten, eine längst erwartete Gabe sein werde, habe ich mich dann an die Ausführung meines Planes gemacht und übergebe meine kleine Broschüre allerdings mit dem Bewußtsein ihrer Mängel, dennoch aber mit der Hoffnung auf eine günstige Aufnahme der Oeffentlichkeit.

Alle Erzählungen und Facta, welche in der Schrift erwähnt werden, verdanke ich entweder der persönlichen Mittheilung meines ehemaligen Lehrers, oder ich habe dieselben als Augenzeuge mit erlebt. So möge denn dieses kleine Büchlein hinaus gehen in die Welt und, wie ich wünsche, den Schülern und Verehrern Leunis' viel Freude machen.

Benedictbeuern am Laurentiustage 1876.

Grube.

Inhalts-Verzeichniß.

| | Seite |
|--|-------|
| 1. Kurzer Ueberblick über Leunis' Leben | 1 |
| 2. Leunis' Bildung und Unterricht in der Naturgeschichte | 2 |
| 3. Weitere Fortbildung des jungen Leunis als Präceptor und Lehrer am Gymnasium Josephinum | 6 |
| 4. Leunis' Niesenfleiß | 11 |
| 5. Leunis' schriftstellerische Thätigkeit | 28 |
| 6. Leunis als Lehrer der Naturgeschichte | 41 |
| 7. Leunis' Strafmethode | 54 |
| 8. Leunis' Unterricht in der Geographie und Geschichte | 63 |
| 9. Leunis' äußere Erscheinung und Lebensweise | 66 |
| 10. Einige Charakterzüge und Eigenschaften von Leunis | 71 |
| 11. Leunis' Tod und Begräbniß | 79 |



1. Kurzer Ueberblick über Leunis' Leben.

Johannes Leunis war am 2. Juni 1802 zu Mählerten, einem Dorfe in der Nähe von Hildesheim, geboren und wurde, erst 11 Jahre alt, auf Anrathen seines Pfarrers, welcher die guten Anlagen und den Fleiß des Knaben bemerkt hatte, zum Studium auf das Gymnasium Josephinum in Hildesheim geschickt. Der alte Pfarrer hatte gewiß trotz aller Erwartungen, welche er von dem Knaben hegte, keine Ahnung davon, welch' ein bedeutender Naturforscher und welch' eine Zierde des Hildesheimer Clerus derselbe einstmals werden würde. Leunis studirte auf dem Gymnasium mit Auszeichnung, widmete sich darauf dem Studium der Theologie und Philosophie und wurde bereits im Jahre 1824, also erst 22 Jahre alt, als Lehrer an demselben Gymnasium angestellt, dem er noch vor kurzem als Schüler angehört hatte. Nachdem er das zur Priesterweihe nothwendige Alter erreicht hatte, wurde er 1826 zu Paderborn zum Priester geweiht, da der Hildesheimer Stuhl durch den Tod des letzten Fürstbischöfes 1825 erledigt war. Seit dem Jahre 1824 war Leunis bis zu seinem Tode, also beinahe ein halbes Jahrhundert, ohne Unterbrechung als Lehrer am Josephinum thätig; mehrere Berufungen an Hochschulen, die in späteren Jahren an ihn ergingen, schlug er beständig aus. Am Josephinum war Leunis zuerst einige Jahre Klassenlehrer, dann wurde ihm das Fach der Mathematik übertragen und schließlich docirte er nach Aufnahme der Naturgeschichte in den Stundenplan vorzugsweise dieses Fach, daneben aber noch die neuere Geschichte in der Untersekunda und Oberprima und Geographie in der ersten Classe. Sein Bischof ernannte ihn

in Anerkennung seiner Verdienste um die Naturgeschichte zum Domvicar, die Universität Göttingen promovirte ihn am 11. April 1855 zum Doctor philosophiae und der König endlich verlieh ihm den Welfenorden. Im Jahre 1844 erschien die Synopsis der drei Naturreiche, welche von 1860 bis 1876 in zweiter Auflage herausgegeben wurde. Mitten in seiner Arbeit wurde er am 26. April 1873, Abends 6 $\frac{1}{2}$ Uhr, vom Schlagfluß getroffen und starb, ohne zum Bewußtsein nochmals zurückzukehren, am 30. April, Nachmittags 2 Uhr.

2. Kunis' Bildung und Unterricht in der Naturgeschichte.

Kunis war in seinem Fache Autodidact im strengsten Sinne des Wortes. Ohne Anleitung durch einen Lehrer, ohne jeglichen, regelmäßigen Unterricht hat er sich durch Selbststudium in das Reich der Natur eingeführt und später so bedeutendes darin geleistet. Schon als kleiner Knabe in den untersten Klassen des Gymnasiums zeigte sich bei Kunis die Lust und der Trieb zur Naturgeschichte. Er sammelte nämlich, wie er selbst mitgetheilt, allerlei Naturalien, Pflanzen, Insecten und am liebsten bunte Steine. Es war dies natürlich nur noch eine kindliche Spielerei; denn naturhistorische Kenntnisse lagen diesem Thun nicht zu Grunde, sondern unser kleiner Student ließ sich bloß durch den äußeren Schein leiten. Die buntesten aber werthlosesten Steine waren daher am meisten bei ihm zu finden. Doch bald erwachte in ihm neben dem Hange, Naturalien zu besitzen, auch das Interesse, sie zu kennen. Darum verschaffte er sich für die wenigen Groschen, die die Mutter ihm zusteckte, bald eine alte Naturgeschichte, in welcher er fleißig herumstudirte. Um diese Zeit machte Kunis auch seine erste naturhistorische Untersuchung, die jedoch schlecht für ihn ablief. Eines Nachmittags, als er mit Bayer's Lexicon unter dem rechten Arme, Pennal und Dintenglas in der linken Hand durch das allbekannte Hückethal zum Silentium ging, fiel eine Schwalbe aus der Luft todt vor seine Füße. Schnell

legte er Dintenglas, Pennal und Lexicon zur Erde, nahm sein Taschentuch aus dem Rocke und wickelte die Schwalbe ein, um nach dem Silentium in aller Muße zu Hause die Todesart derselben wissenschaftlich festzustellen. Doch während des Silentiums quält ihn die Neugierde, das Uebersetzen will nicht besonders von Statten gehen, schon hat er sogar aus lauter Zerstretheit ut mit dem Indicativ geschrieben: da reißt ihm die Geduld, er zeigt den Finger auf und bittet um die Erlaubniß, hinausgehen zu dürfen. Diese wird ihm vom Herrn Präceptor bereitwilligst ertheilt. Leunis geht auf den sog. Syntaxistenhof, welcher von der ehemaligen Syntax (jetzt Obertertia) noch heute diesen Namen trägt, stellt sich in eine Ecke und wickelt behutsam sein Taschentuch los. Doch wer beschreibt sein Erstaunen; das ganze Tuch wimmelt von kleinen gelblichen Thieren, wimmelt von Käusen. Diese hatten also der Schwalbe das Leben genommen. Mit Grauen nimmt unser kleiner Student Schwalbe sammt Taschentuch und wirft beides zusammen über die Mauer ins Hückethal. So seines Tuches beraubt, aber um die Erfahrung, daß Käuse auch eine Schwalbe tödten können, reicher, kehrt er in das Silentium zurück und fährt in seiner Uebersetzung fort. „Das war meine erste naturhistorische Untersuchung,“ fügte Leunis lächelnd bei, als er dieses mittheilte. Doch dieser übele Ausgang, den sein erstes Experiment genommen hatte, entmuthigte ihn keineswegs; auch selbst dann ließ er den Muth nicht sinken, als er einige Zeit nachher noch schlimmer ankam. Es war ein freier Nachmittag; Leunis kam vom Antiquar mit einem großen Buche, das er für seine wenigen Sparspennige erstanden hatte. Zu Hause angekommen, nimmt er sofort seinen alten Codex mit seiner altfränkischen Schrift, blättert und liest in demselben herum, bis er endlich ein lebendiges Thier findet, welches klein und braun aussieht. Er grübelt und sinnt nach, was das wohl sei, aber es geht ihm kein Licht auf. Sein Wissensdurst läßt ihn indeß nicht ruhen, er geht zu seinem Hausherrn, um diesen zu befragen. Dieser, ein Schmied seines Zeichens, schaut Leunis groß an und spricht noch viel gedehnter: „Eine Wanze.“ Sofort ruft er

Gefellen, Vehriling, Knecht und Dienstmagd herbei und gibt ihnen den gemessensten Befehl, die Bettstelle des kleinen Schülers auseinander zu nehmen und auf den Hof zu tragen. „Denn dieser,“ so fügt er bei, „bringt uns die Wanzen ins Haus.“ Alles Bitten und Flehen war umsonst, der Schmied war gegen Leunis' Vorstellungen, die Wanze sei in einem alten Buche und nicht im Bette gewesen, vollständig taub. In wenigen Minuten war seine Bettstelle nebst Strohsack an die Luft befördert, und unser arme Student mußte nun eine Woche lang auf dem Boden ruhen. Das hatte ihm also sein Eifer bereitet. Die Folge hiervon ist aber gewesen, daß Leunis und die Wanzen seitdem unversöhnliche Feinde waren. Indes lag die Feindschaft nicht auf Leunis' sondern lediglich der Wanzen Seite. Diese giengen nämlich, wie uns Leunis versicherte, nicht an sein Blut, und wenn sie auch nach Tausenden in seinem Bette nisteten. Leunis hat, um dies gleich zu bemerken, später rein zu wissenschaftlichen Zwecken sechs Jahre lang diese braunen Kameraden in seinem Bette gezogen. So experimentirte und studirte unser kleiner Schüler noch einige Zeit für sich allein. Im nächsten Sommer jedoch entschloß er sich, sich nach einem Privatlehrer für Botanik umzusehen; denn ein Unterricht in der Naturgeschichte wurde damals auf dem Gymnasium noch nicht ertheilt. Er fand hierzu einen Lehrer in Hildesheim mit Namen Algermiffen, von dem die Fama behauptete, daß er ein tüchtiger Botaniker sei. Der Unterricht, welchen Leunis bei ihm einige Zeit genoß, war aber höchst mangelhaft und verdient wohl kaum, Unterricht genannt zu werden. Derselbe bestand nämlich, wie Leunis selbst erzählt hat, darin, daß er mit Algermiffen alle Woche zweimal botanische Excursionen durch die Schützenwiese nach Steuervald machte, auf welchen er alle Blumen abrupfte, die ihm derselbe zeigte. Hatte er endlich eine ziemliche Menge gesammelt, so sagte jener: „So, nun ist's genug; jetzt geh' zur Rathsapothek und laß dir von den Vehrilingen die Namen dazu schreiben.“ Leunis that dies einige Wochen; als ihn aber da die Vehrilinge auf der Rathsapothek eines Tages mit den Worten begrüßten: „Schickt Algermiffen schon wieder

Ziegenfutter?“ und anstatt ihm die Namen zu schreiben, seine botanischen Studien bespöttelten, kündigte Leunis den Privatunterricht und experimentirte und studirte wieder auf eigene Faust, jedenfalls zu seinem Besten. Nach einigem Bemühen und Ringen entwarf er sich schon als Schüler der vierten Klasse, (jetzigen Secunda) die analytische Methode zum Bestimmen der Pflanzen, die nachher seinen Werken eine solche Brauchbarkeit und Verbreitung verschafft hat. Er konnte nämlich nie für sich allein eine Pflanze sicher bestimmen, sondern es war nur ein beständiges Rathen. Wußte er nicht zufällig den Namen einer Pflanze, so mußte er oft sein ganzes Lehrbuch durchblättern, um die Beschreibung zu finden, welche mit derselben stimmte. Es kam ihm daher der gute Gedanke, sich die Merkmale der einzelnen Gattungen und Arten in den verschiedenen Klassen zusammenzuschreiben und übersichtlich zu ordnen. Eine mühsame aber lohnende Arbeit! Nach einigen Versuchen gelang ihm sein Plan vollständig; mit seinem kleinen mühevoll zusammengeschriebenen Büchlein in der rechten, eine Pflanze, welche er auf dem Domhof gefunden hatte, in der linken Hand, bestimmte unser kleiner Naturhistoriker auf der Mauer im kleinen Domhofe sitzend und vor lauter Lust und Freude mit den Beinen baumelnd, seine erste Pflanze nach seinem neuen Systeme mit aller Sicherheit und Leichtigkeit. Jetzt war's gelungen, der sichere und bequeme Weg war nun gefunden. Mit allem Eifer wurde botanisirt und bestimmt und im nächsten Winter die analytische Methode auch auf die Zoologie und Mineralogie ausgedehnt. Schon jetzt als Gymnasiast pflegte Leunis bis tief in die Nacht zu studiren, denn die Naturgeschichte war doch immer nur ein Nebenstudium, über das er seine Schulfächer durchaus nicht vernachlässigte. Zeugniß für diese letztere Thatsache ist der Umstand, daß er kaum 22 Jahre alt schon als Lehrer am Gymnasium angestellt wurde. Die Spaziergänge und Ausflüge, die er zur Erholung machte, waren auch zugleich naturhistorische Excursionen. So verstand es Leunis, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Nicht soll hier verschwiegen bleiben, daß auch ein Mitglied des

Domkapitels für den jungen Leunis von förderndem Einflusse war, der gelehrte und würdige Canonikus de la Tour ¹⁾. Dieser besaß eine gute und mit vielem Fleiße veranstaltete mineralogische Sammlung. An den freien Nachmittagen, Dienstags und Donnerstags, zur Zeit, wenn der gnädige Herr schlief oder zur Vesper in die Kirche gegangen war, durfte Leunis durch Vermittlung der Haushälterin die Sammlung besuchen und studiren. Später, als der Canonikus hiervon erfuhr, erhielt Leunis auch Zutritt, wenn derselbe zu Hause war. Ja, der alte, liebe Herr machte sich des öftern ein Vergnügen daraus, den strebsamen Gymnasiasten auf die Hauptmerkmale und Unterschiede der einzelnen Mineralien aufmerksam zu machen. Auch an die leiblichen Bedürfnisse des jungen Mannes pflegte der Domherr zu denken; ein Butterbrod mit Braten und ein Glas Wein waren eine gerade nicht seltene und noch viel weniger unwillkommene Zugabe zu der Erlaubniß, sich die Sammlung nach Lust und Gefallen anzusehen. Dieses Benehmen des Domherrn allein, abgesehen von dem großen Nutzen, welchen Leunis aus dem Studium der Sammlung zog, mußten auf seinen Eifer einen wohlthätigen Einfluß ausüben und seine Liebe zur Naturgeschichte noch mehr entflammen. Ein Lob, eine Anerkennung eines Höherstehenden, die kleinste Unterstützung, welche derselbe einem jungen Menschen für sein Lieblingsstudium zukommen läßt, sind ähnlich dem Sonnenblicke im stürmischen Frühlinge.

3. Weitere Fortbildung des jungen Leunis als Präceptor und Lehrer am Gymnasium Josephinum.

Das alte Sprichwort, „was ein guter Hafen werden will, krümmt sich bei Zeiten“ haben wir bei Leunis bestätigt gefunden. Von seinem 11. Lebensjahre an sehen wir ihn ringen und studiren,

¹⁾ De la Tour († 1829) hatte einen Namen als Naturhistoriker. Vgl. Wachsmuth's „Geschichte von Hochstift und Stadt Hilbesheim.“ S. 257.

um in das Reich der Natur einzudringen. Als Leunis nach sechsjährigem Besuche das Gymnasium verließ, widmete er sich dem Studium der Philosophie und Theologie. Er besuchte zu diesem Zwecke die Vorlesungen, welche über diese Fächer damals noch im Gymnasialgebäude, dem alten Jesuitencolleg, gehalten wurden. Die philosophisch-theologische Fakultät, wie sie bis zum Jahre 1874 in Hilbesheim bestand, war damals noch nicht vom Gymnasium getrennt; erstere bildete vielmehr eine einfache Fortsetzung des letzteren. Erst mit der Organisation dieser Anstalt nach dem hannoverschen Unterrichtsplane im Jahre 1830 wurde beides getrennt und die theologische Lehranstalt 1834 nach dem alten Kapuzinerkloster verlegt. Leunis setzte seine naturhistorischen Studien neben seinem eigentlichen Hauptstudium fort. Neue Aneiferung dazu gaben ihm die Vorlesungen in der Physik, welche er jetzt hörte. Gleichzeitig wurde er auch zum Präceptor in den untersten Klassen des Gymnasiums ernannt. Als solcher hatte er die gemeinschaftlichen Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische, wie sie in den Klassen des Josephinums bis zur Secunda ausschließlich wöchentlich dreimal vorgenommen werden, zu überwachen, die schriftlichen Arbeiten nachher zu corrigiren und auch Schönschreibeunterricht zu ertheilen. Ferner genoß er in dieser seiner Eigenschaft als Präceptor auch das durch urvordenkliches Gewohnheitsrecht sicher begründete Privilegium, den Schülern für kleinere Unarten Klassenarrest und Pönitenzen d. h. einige Seiten zum Abschreiben zu dictiren, in wichtigeren Fällen aber und bei größeren Revolutionsversuchen gegen die präceptorische Autorität Ohrfeigen zu ertheilen und mit dem Stocke zu strafen. Obgleich nun die kleinen Lateinschüler ihren Herrn Präceptor keineswegs zur Ausübung dieses Privilegiums verpflichteten, so unterließ es Leunis doch nicht, dasselbe und namentlich die letzte Befugniß, welche es einräumte, gewissenhaft auszuüben. Dadurch hat er bewirkt, daß das körperliche Züchtigen ihm später als Lehrer unbeanstandet bis zu seinem Lebensende in der Quarta, Tertia und Untersekunda als unveräußerliches Recht geblieben ist, während alle seine Commilitonen

dieses Privilegium schon längst verloren hatten. Seine neue Stellung als Präceptor raubte ihm wohl einige Stunden Zeit; allein die Nacht mußte alles das ersetzen, was ihm sein Beruf am Tage im Studiren schadete. Besserte doch das Präceptorat seine Finanzen ein wenig auf und setzte ihn so in den Stand, sich mehrere und bessere Lehrbücher anschaffen zu können. Ein naher Verwandter von Leunis, der zu jener Zeit in Hildesheim seine Gymnasialstudien machte, sagte uns: „Bei Leunis war das ganze Zimmer angefüllt von Naturalien: hier lagen Pflanzen, noch grün und zum Studiren bestimmt, dort solche, welche gepreßt für das Herbarium bereitet waren. Anderswo sah man Steine, Skelette von Mäusen, Ratten, Maulwürfen 2c; dann folgten wieder ausgestopfte Thiere; Vögel, Schlangen, Mäuse und was er sonst lebendig aufreiben konnte, fand man in Käfigen eingeschlossen — kurz sein ganzes Zimmer war ein reines Naturalienkabinet. Dazu botanisirte und experimentirte er den ganzen Sommer hindurch.“ Wir sehen, Leunis hatte schon damals das Studium der Naturgeschichte als seine Lebensaufgabe erkannt und auch erwählt.

Im Jahre 1824 nach Vollendung des theologischen Cursus und bestandnem Examen wurde Leunis am Gymnasium¹⁾ als Lehrer

¹⁾ Da Leunis an dieser Anstalt beinahe ein halbes Jahrhundert als Lehrer thätig war, so dürfen wohl einige Notizen über den Ursprung dieser Anstalt hier Platz finden. Das Gymnasium Josephinum zu Hildesheim ist entstanden aus der alten Domschule, welche mit der Gründung des Bisthums 818 errichtet, alsbald durch seine vorirefflichen Lehrer eine hohe Berühmtheit erlangte und neben Corbei und Paderborn eine Stätte der Bildung für Norddeutschland wurde. An derselben lehrten außer dem heiligen Altfried († 875), welcher als Bischof wahrscheinlich den Lehrstuhl bestieg und viel zu ihrem späteren Ruhme beitrug, Tangmar, bekannt durch seine Vita St. Bernwardi, Dompropst Benno, ein geborener Schwabe, später Bischof von Osnabrück († 1088), Bernhard von Constanx († 1088), Bischof Heinrich von Lüneb, Bernhard, später Bischof von Hildesheim, bekannt als Gründer und Erbauer der Godehardikirche, Albert der Große und Herbord. Schüler dieser Anstalt sind der heilige Bernward, Kaiser Heinrich der Heilige, Pilgrim, Erzbischof von Köln, Bischof Meinwerk von Pader-

angestellt. Die alte Einrichtung, daß am Josephinum nur geistliche Lehrer sind, und diese ein gemeinschaftliches Haushalten haben, hat sich als eine gute hinlänglich bewährt. Denn abgesehen davon, daß die Lehrer schon durch ihren geistlichen Stand allein von allen welt-

born, Eard, Bischof von Schleswig, Ekil, Bischof von Lund, Adalbert II., Erzbischof von Mainz, Reinald von Dassel, bekannt als Reichskanzler und Erzbischof von Köln unter Friedrich Barbarossa, ferner der Propst Gerhohus von Reichersberg und Konrad, Bischof von Hildesheim und Würzburg, zugleich Reichskanzler unter Heinrich VI. Während der folgenden Jahrhunderte verlor die Domschule durch das Aufblühen der Universitäten an ihrem Ruhme. Um sie indeß vor gänzlichem Verfall zu schützen, wurde sie im Jahre 1595 vom Bischof Ernst II. den bereits 1573 nach Hildesheim berufenen Jesuiten übergeben, welche sie allmählich zu einem vollständigen Gymnasium mit einer philosophisch-theologischen Lehranstalt umbildeten, und ihren alten Ruhm wieder herstellten, so daß selbst protestantische Prediger derselben ihre Söhne anvertrauten, obgleich es in Hildesheim ein protestantisches Gymnasium, das Andreanum gab. Die Domschule wanderte jetzt auch aus ihren ursprünglichen Räumen in das Jesuitencollegium, welches auf dem kleinen Domhofe an der Stelle der alten von Otwin errichteten Epiphaniuskirche erbaut war. Die Jesuiten hatten viel von der Bürgerchaft zu leiden, im Jahre 1577 brach ein förmlicher Tumult los, bei welchem die Stadthore gesperrt, die Sturmglocken geläutet wurden und die Bürger sich bewaffneten; gleich nach Uebernahme der Domschule wurde ein weiterer Sturm gegen ihr Collegium eröffnet, wobei Fenster und Thüren zertrümmert wurden; endlich, um von allen weiteren Insulten zu schweigen, wurden im Jahre 1603 zwei Jesuiten auf ihrem Spaziergange auf der Schützenwiese angefallen und vom aufgeregten Pöbel eine volle halbe Stunde lang geprügelt. Während des Jahrzehntes von 1634 bis 1644 gelang es sogar, sie gänzlich aus Hildesheim zu vertreiben. Aber dennoch behaupteten die Väter der Gesellschaft Jesu mit bewundernswürdigem Muth ihre Domschule. Der bekannte Busenbaum, der Historiker Elbers und der Physiker Kramer, welche im Jesuitencolleg sich aufhielten und docirten, sind glänzende Zeugen für den hohen Stand der Wissenschaft daselbst. Als der Jesuitenorden im Jahre 1773 aufgehoben wurde, traten Weltgeistliche an die Stelle der Jesuiten, welche jedoch die frühere Studienordnung bis zum Jahre 1830, wie schon bemerkt, beibehielten. Die Lehrer des so aus der alten Domschule entstandenen Gymnasiums gehören sämmtlich dem geistlichen Stande an, wohnen sämmtlich im Gymnasialgebäude, dem alten Jesuitencolleg, und führen in brüderlicher Eintracht und Liebe eine erbauende und wirklich musterhafte Vita communis.

lichen Zerstreuungen abgelenkt und nicht durch Sorge für eine Familie in ihrem Berufe gehindert werden, haben sie gegenseitig an einander die schönste Anregung zum Studium und unausgesetztem Fleiße. Im täglichen Verkehre mit einander bei Tisch und in den Feierstunden können sie ihre Meinungen gegenseitig austauschen, wissenschaftliche Fragen besprechen, Schulan gelegenheiten erörtern. Andererseits aber, was ebenfalls nicht übersehen werden darf, sind die Lehrer am Josephinum auch in pecuniärer Hinsicht viel besser gestellt als alle ihre Kollegen anderer Gymnasien. Denn, während sie mit denselben auf gleicher Gehalts scala stehen, kostet ihnen bei ihrem geistlichen Stande und ihrer Vita communis der Lebensunterhalt kaum die Hälfte von dem, was sie dafür verausgaben müßten, wenn jeder dem weltlichen Stande angehörend eigenen Haushalt führen und vielleicht noch eine Familie ernähren müßte. Die natürliche Folge hiervon aber ist einerseits, daß sie nicht zum Schaden ihrer Studien, bloß zur Verbesserung ihrer finanziellen Lage, Privatstunden zu geben brauchen, und wirklich ertheilen auch die Lehrer am Josephinum nur selten Privatunterricht, andererseits sind sie so in den Stand gesetzt, sich eine gute Bibliothek und andere tüchtige Hilfsmittel zum Studium zu verschaffen, sowie durch Reisen in den schönen Herbstferien ihre Kenntnisse zu vermehren. Als weitere wissenschaftliche Hilfsmittel dienen die gute Gymnasial-¹⁾ und noch mehr die vortreffliche Dombibliothek. Man sieht also, in welch' glücklicher Stellung Reunis sich jetzt befand. Ihm war jetzt die günstigste Gelegenheit geboten, das Studium der Naturgeschichte mit allen Kräften zu pflegen. In einer Stellung als Seelsorgspriester wäre es Reunis geradezu unmöglich gewesen, durch Selbststudium allein das zu leisten, was er wirklich geleistet hat. Reunis hat denn auch dies Glück, welches ihm Gott gab, seine Lebensaufgabe zu erkennen und Gelegenheit zu haben, dieselbe ausführen zu können, zu schätzen gewußt. Ununterbrochen und unermüdet thätig hat er neben seiner ersten Vehrthätigkeit, welche,

1) Vgl. über dieselbe das diesjährige Gymnasialprogramm von Director Müller.

wie Schüler von ihm versichern, eine vortreffliche war, die Naturgeschichte gepflegt, bis es ihm schließlich vergönnt war, dieses sein Lieblingsfach in den Schulen des Gymnasiums zu dociren und so seine Kräfte demselben ausschließlich widmen zu können. Ein Bild von seinem Riesenfleiß wollen wir durch einige Züge zum Wenigsten den Umrissen nach zu zeichnen suchen.

4. Leunis' Riesenfleiß als Gymnasialprofessor.

Wenn wir Leunis' Thätigkeit einen Riesenfleiß nennen, so ist das nicht zu viel gesagt. Der ganze Tag wurde von ihm zum Studium und zu Untersuchungen bis auf jede Minute ausgenutzt. Von Erholung, von Ausruhen war bei Leunis keine Rede. Ja selbst bis tief in die Nacht hinein, oft bis zum nächsten Morgengrauen wurde das Studium fortgesetzt. Und dies nicht bloß kurze Zeit, sondern ein halbes Jahrhundert. Selbst als Leunis bereits ins Greisenalter eingetreten war, studirte er noch in demselben Maße, wie als junger Gymnasialprofessor. Nur die anstrengenden Excursionen, welche er in jüngeren Jahren gemacht, und über welche wir gleich ausführlicher berichten, mußten unterbleiben. So hat Leunis bis zu seinem letzten Lebensathem gearbeitet; am 26. April 1873, Abends 6 1/2 Uhr, sank er vom Gehirnschlage getroffen an seinem Arbeitstische mit der Feder in der Hand bewußtlos zur Erde nieder.

Während der Sommermonate machte Leunis alljährlich Excursionen auf geringere und größere Entfernungen. Zu letzteren benutzte er die freien Nachmittage, besonders aber die Sonntage. Es war gar keine Seltenheit, daß Leunis am Sonnabend Nachmittag nach dem Unterrichte eine größere naturhistorische Excursion auf 5 bis 6 Stunden Entfernung unternahm, von welcher er erst am Montag Morgen um 8 Uhr zurückkehrte. Wenn dann die Schüler des Gymnasiums aus der heiligen Messe kamen, sahen sie Leunis mit großer Botanisirbüchse und noch größerem Ranzen,

ganz bestaubt und beschmutzt, triefend von Schweiß, um die Ecke des Domes biegen und seiner Wohnung zueilen. Hier legte er seine Sachen ab, kleidete sich schnell um und ging sofort ohne jegliche Erholung und Erfrischung in die Schule auf den Ratheder. Ähnlich machte er es an freien Nachmittagen, an denen er seine Excursionen oftmals bis zur Nacht ausdehnte, einige Stunden im Gasthause oder auch im Walde schlief und beim Morgengrauen in Eile nach Hildesheim zurückkehrte, um noch rechtzeitig zum Unterrichte zu kommen. Viel kam Leunis in die Gegenden von Ramspringe, Winzenburg, Freden, Alfeld und in das Leinethal. Diese Gegend scheint ihm besondere Ausbeute gegeben zu haben.

Auf solchen Excursionen schreckte Leunis kein Hinderniß zurück. Wenn die Nacht auch noch so finster und noch so kalt war, so ging er doch in den Wald, um zu erforschen, welche Eulen sich daselbst aufhielten, um am anderen Morgen dem Gesange der Vögel zu lauschen und aus den Stimmen die Arten derselben zu erkennen. Kein Sumpf war ihm zu tief, um nicht hineinzuwaten und sich die Wasserkäfer und Sumpfpflanzen herauszuholen; in Bächen und Flüssen plätscherte er umher. Wenn er hierbei auch fast ganz durchnäßt wurde, so machte ihn dies nicht irre, konnte er nur etwas Neues finden. Auf solchen Excursionen hatte Leunis auch noch durch weitere Widerwärtigkeiten zu leiden; Gewitter überraschten ihn und gaben ihm ein unliebsames Bad, Hofhunde fielen ihn an, Feldhüter und Flurschützen wollten ihn pfänden und böswillige Menschen ihm einen Schabernack reißen. Einmal kam ein wüthender Stier auf ihn zu; Leunis spannte in seiner Noth schnell seinen Regenschirm dem Ungethüme zu auf und dieses plötzliche Aufspannen verblüffte den wüthenden Ochsen; sofort drehte er sich und lief brüllend davon. Ein anderes Mal kommt Leunis durch die Straßen Braunschweigs, in denen zufällig Pflastersteine liegen. Er geht hinzu, besieht dieselben und findet in ihnen Petrefacten, die er noch nicht in seiner Sammlung hat. Sofort setzt er sich auf den Steinhaufen, zieht seinen Hammer aus der Tasche, und schlägt die Versteinerungen ab.

In diesem Augenblicke geht ein Braunschweiger Officier vorbei, sieht den Herrn auf dem Steinhäufen sitzen, wirft schnell seinen Kneifer auf die Nase, stützt die Arme in die Seite und beschaut sich den Steine klopper. Dieser seinerseits erträgt den Officier erst eine Weile, alsdann faßt er in seine Hosentasche, nimmt seinen Stubenschlüssel und schaut durch dessen Oeffnung den Gaffenden an. Der Officier nimmt schnell seinen Kneifer ab und macht sich schleunigst aus dem Staube. Auf solche Weise entledigte sich Leunis der Menschen, wenn sie ihm beschwerlich wurden. Selbst das Ekelhafteste und Widerwärtigste vermochten nicht, Leunis in seinem Eifer zu hemmen. Die halbverfaulten Cadaver der Thiere, wie sie damals noch die Flüsse, besonders die Leine, ausspülten, der thierische Unrath und die menschlichen Excremente an den Hecken und Straßengräben, welche meist eine Menge Käfer und Maden beherbergen, fielen mit unter die Objecte seiner Untersuchungen. An den crepirten Thieren studirte er den innern Bau derselben, den Verwesungsproceß und namentlich die Eingeweidewürmer und Schmeißfliegen. Leunis beklagte stets, daß die Polizeivorschriften verboten, crepirte Thiere in die Flüsse zu werfen. „Früher, sagte er, lag im Frühjahr alles voll zu beiden Seiten der Leine; da habe ich viel gefunden, jetzt finde ich an der ganzen Leine keine Maus mehr“. Einmal kommt ein Landmann und berichtet ihm, daß ein crepirtes Pferd bei Nordstemmen durch seinen Gestank die ganze Gegend verpestete. Leunis geht gleich am ersten freien Nachmittage nach Nordstemmen, und begiebt sich mit zwei Arbeitern nach der bezeichneten Stelle. Näher zu fragen, wo das Pferd lag, wäre überflüssig: der Gestank ist der sicherste Führer. Schon auf zehn Schritt Entfernung hörte man, wie Leunis scherzweise sagte, das Wühlen der Würmer in den Eingeweiden. Leunis legt seinen Rock ab, streift sich die Hemdsärmel auf, haut mit einer Art den Bauch des Pferdes auf und beginnt das Pferd regelrecht zu seciren. Abends kehrt er mit einer großen Masse Insecten, Käfer und Würmer zurück. „Einen so guten Fund hatte ich lange nicht gemacht,“ fügte er seiner Erzählung bei. Als man ihn fragte, ob er denn bei

solchem Gestanke und solchem ekelerregenden Geschäfte nicht unwohl werde, sagte er: „Wenn etwas stinkt, stelle ich mich hin und ziehe die Nase gleich so voll, als ich nur kann, dann rieche ich nichts mehr.“

Alles, was Leunis auf solchen Excursionen lebendig fing, mußte, ob gerne oder ungerne, den Weg nach Hildesheim mit antreten. Einstmals kam er in den Herbstferien von Lamspringe; sein Weg führte ihn an einem Haferfelde vorbei, welches bis auf einen kleinen Zipfel von den Schnittern bereits abgemäht war. Alles Ungeziefer, welches vorher im Haferfelde genistet hatte, war natürlich in diesen zusammengedrängt. Als Leunis nun zu den Schnittern sagte: „Wenn ihr mir Mäuse fangen helfet, bekommt jeder von euch einen großen Schnaps,“ standen dieselben anfangs verwundert mit offenem Munde da, und es bedurfte noch einer zweiten Aufforderung und Erklärung, bis sie wußten, was Leunis eigentlich wollte. Jetzt halfen sie mit; Leunis fing zwölf Mäuse, zahlte seine großen Schnäpse, steckte seinen Fang in einen leinenenbeutel und ging fürbaß nach Hildesheim. Als er aber dort ankam, hatte er nur noch eine einzige Maus, die übrigen elf hatten den Beutel durchfressen und sich die goldene Freiheit wieder verschafft.

Ganz besonders sah es Leunis bei seinen Excursionen, wie bei seinem ganzen Studium überhaupt, auf die nützlichen und schädlichen Thiere, auf die Arznei- und Giftpflanzen ab. Diese wollte er genau kennen lernen, um auch praktischen Nutzen aus seiner Wissenschaft zu ziehen, und bei seinen Schülern nicht bloß ein abstractes Wissen zu erzeugen, sondern ihnen etwas zu lehren, was sie im spätern Leben verwerthen könnten. Ratten, Mäuse, Hamster, Iltis, Marder, Schlangen, Holzkäfer, die dem Gartengemüse schädlichen Schmetterlinge und Raupen wurden von ihm eingefangen, mit ihnen Beobachtungen angestellt und Experimente gemacht. Außerdem hatten sich die Käuse, Flöhe und Wanzen seiner besonderen Aufmerksamkeit zu erfreuen. — Alle ihm etwa noch unbekannten Pflanzen endlich oder solche, welche selten vorkommen und von denen er keine gute Exemplare besaß, sammelte er fleißig ein.

Auf solchen Excursionen, die nur ein paar Tage in Anspruch nahmen, hatte Leunis eine große Botanisirbüchse oder einen Kasten bei sich, als Handwerkszeug einen Hammer, ein Messer, eine Metallspeize, einige Finnenbeutel, etwas Bindfaden und ein Lehrbuch der Naturgeschichte, später seine eigene Schulnaturgeschichte. Im Sommer trug er auch wohl noch ein Schmetterlingsnetz mit. Seine Kleidung war sehr einfach, bei eigentlichen Excursionen trug er eine Mütze, um mit ihr gleich die Mücken, Fliegen und alles was herum fliegt, fangen zu können. Denn in den Falten der weichen Mütze blieben die kleinen Insecten besser hängen, als in dem glatten Schmetterlingsnetze. So kam er an einem Sommerabend noch von Winzenburg heim, das er ungefähr um 9 Uhr verlassen hatte. Die Johanniswürmchen schwärmten in Masse. Leunis zog seine Kappe und fing eine große Menge von ihnen, mit welchen er am folgenden Abende den Professorengarten beleuchtete.

In den großen Herbstferien machte Leunis dann größere Reisen. Ganz Deutschland, Oesterreich, Ungarn, die Schweiz, Theile von Italien und Frankreich sind von ihm zu wissenschaftlichen Zwecken durchreist. Von diesen Reisen wußte er dann auch viel in den Unterrichtsstunden mitzutheilen. Auf den höchsten Bergen von Tyrol und der Schweiz war er herumgeklettert, hatte daselbst botanisirt und gesammelt. Auf dem Watzmann hatte er in den Eennhütten campirt, Ziegenmilch getrunken und sich gründlich den Magen verdorben. Im Bodensee wäre er beinahe ertrunken, in der Schweiz mußte ihn ein starker, kräftiger Mann an einem Stricke halten, welchen er sich um den Leib gebunden hatte, damit er sicher in den Abgründen und Schluchten botanisiren konnte. In Frankfurt wollte ihn ein Aufseher aus dem zoologischen Garten weisen, weil er eine Giraffe geschlagen und in Mailand wäre er beinahe arretirt, weil er sich ein Stück Marmor vom Dom geschlagen hatte. Doch auch drollige Stücklein kamen auf seinen großen Reisen vor; hierüber wird später manches berichtet werden.

Zu Hause wurden dann mit dem also Gesammelten Unter-

suchungen und Beobachtungen angestellt und alles fleißig und emsig durchforscht.

Wir wollen einiges über seine Untersuchungen anführen. Langjährige und ununterbrochene Experimente machte Reunis mit den Kreuzottern, in deren Einfangen er schon eine eigene Fertigkeit besaß. Er legte nämlich den Kreuzottern ganz geschickt einen Stock über den Nacken, trat mit beiden Füßen auf die Enden desselben so fest, daß sich die Schlange nicht rühren konnte, aber auch nicht zerquetscht wurde. Dann nahm er einen Bindfaden, machte ein Dohrlein hinein und zog dieses der Schlange über den Kopf. So saß die Kreuzotter im Bindfaden und konnte ohne Gefahr transportirt werden. Ging das Geschäft des Schlangenfanges gut, so band Reunis alle Schlangen an seinen Gehstock, nahm denselben auf die Schulter und trug sie so nach Hause. Hier angekommen, faßte er die Kreuzottern mit der linken Hand in den Nacken, machte mit der rechten den Bindfaden los und ließ dieselben in einen Glaskasten hüpfen. Die Mäuse waren dann gewöhnlich die ersten, welche bei den Kreuzottern Audienz erhielten. Die Maus zitterte, sobald sie sich ihrer Feindin gegenüber sah, die Kreuzotter dagegen wickelte sich zusammen, richtete den Kopf, zischte und mit Blitzesschnelle war die Maus gebissen. Diese zappelte noch einige Minuten und war todt. Frösche dagegen, welche er hineinsetzte, saßen ganz gemüthlich ihrer Feindin gegenüber; die Kreuzotter biß dieselben zwar, aber ohne ihnen zu schaden. Bekanntlich schadet der Biß der Giftschlangen den Kaltblüthern wenig oder gar nicht. Ferner setzte Reunis Igel und Kreuzotter zusammen. Sobald die Schlange auf erstern zuschoß, hatte der Igel sich im Umsehen zusammengefügelt, so daß die Kreuzotter auf die Stacheln schoß und darin hängen blieb. Mit Blitzesschnelle streckte er dann den Kopf aus, biß der Kreuzotter die noch fest saß, den ihrigen ab und verspeiste alsdann dieselbe in aller Gemüthsruhe. Ebenso schlau und schnell verfuhr auch der Mäusebussard mit den Kreuzottern. Anfänglich saß er still, als beachte er die Kreuzotter gar nicht; aber sobald die Schlange zischte, schoß er mit rapider Geschwindigkeit mit seiner rechten

Klaue auf sie zu, hatte den Kopf derselben immer unfehlbar sicher erfaßt, öffnete und schloß seine Krallen einige Male so schnell, daß man kaum jeden einzelnen Act unterscheiden konnte und hatte in kurzer Zeit den Schlangenkopf vollständig zerquetscht. Dann ließ er sich seine Beute gut bekommen.¹⁾ Ferner faßte Leunis die Kreuzotter beim Hinterkopf, drückte sie, daß sie das Maul aufsperrte und zog ihr mit einer Zange die beiden hohlen Giftzähne aus. Jetzt setzte er wieder Mäuse zu der Schlange, aber ihr Biß schadete nun nicht mehr. Es konnte nämlich jetzt das Gift nicht mehr in die Wunde einströmen. Ferner ließ Leunis eine Kreuzotter mehrere Male nach einander beißen. Das erste Mal war der Biß tödtlich, die andern Male aber nicht. Endlich versuchte er auch den Kreuzottern, welche in der Gefangenschaft nichts fressen, sondern bloß alles, was sie Lebendes antreffen, tödten, Nahrung einzustopfen. Es gelang ihm, dieselbe mittelst eines kleinen Stäbchens bis vor den Magen zu schieben. Aber stets würgten die Schlangen alles wieder aus und starben den freiwilligen Hungertod.²⁾ Alle diese Beobachtungen machte Leunis aber nicht einmal, sondern des öftern, um in seinen Resultaten ja ganz sicher zu sein. Endlich suchte er auch bei gebissenen Thieren den Biß wieder unschädlich zu machen. Calicausticum fusum, nach Unterbinden des gebissenen Theiles in die Wunde gestrichen, erklärte er für das beste Mittel gegen Kreuzotternbiß.³⁾ Leunis war als Naturforscher bei den Landleuten wohl bekannt und des öftern kamen Bauern, um ihm etwas Merkwürdiges zu bringen. Eines Morgens in aller Frühe kommt ein Bauer und zieht mit den Worten: „Mein Junge hat gestern etwas gefunden“ eine große Kreuzotter in aller Gemüthlichkeit aus der Tasche. Leunis erschrickt und ruft dem Manne zu, das Thier sei giftig, er solle es sofort zur Erde werfen. Der Bauer macht ungläubige Augen, thut aber

1) Vgl. Synopsis, I. Th. S. 331.

2) Vgl. Synopsis, I. Th. S. 330.

3) Ein ganz sicheres Mittel gegen Schlangengift ist leider noch unbekannt. Vgl. Synopsis, I. Th. S. 323.

schließlich doch, was Leunis will. Dieser fängt alsdann die Schlange auf oben geschilderte Weise und setzt sie in einen Glaskasten. Der Bauer erzählt nun, wo sein Junge das „Ding“ gefangen und wo man die Schlange des Nachts gelassen habe. Daß dieselbe giftig sei, wollte ihm indeß nicht einleuchten. Die Schlange hatte übrigens niemand gebissen, weil sie, wie sich herausstellte, kränklich und darum recht träge war. Leunis pflegte auch die Kreuzottern zu verschicken. Er schüttelte alsdann das Thier aus dem Kasten auf die Erde, fing es in der angegebenen Weise wieder, legte es spiralförmig in einen linnenen Beutel, so daß der Kopf in die Mitte zu liegen kam, drückte diesen selbst fest hinein und zog dann die Hand plötzlich zurück. Bis die Schlange zum Bisse parat war, hatte er schon längst den Beutel zugebunden. In eine Schachtel gelegt und mit der Aufschrift versehen: „Enthaltend eine Pelias“ lieferte er sie zur Post. Da die Wagenmeister natürlich nicht wußten, daß die Kreuzotter im Systeme Pelias bernus heißt, so wurden die Schlangen ohne Anstand befördert. Einmal wäre es Leunis aber doch beinahe schlecht ergangen. Die Schachtel, schon etwas alt, war durch das Herumwerfen beim Ein- und Auspacken zersprungen, der Bindfaden am Beutel hatte sich gelöst, Madame Pelias war hinausgeschlüpft und machte in aller Gemüthsruhe in der Packkammer des Postgebäudes ihre Promenade. Alles ist in Schreck; man eilt sofort mit Knüppeln herbei und schlägt die Schlange todt. Die Sache wird weiter untersucht und Leunis wegen Versendung giftiger, die Sicherheit gefährdender Thiere belangt. Doch er seinerseits fordert für seine Pelias Schadenersatz, indem er hervorhebt, daß auf der Adresse der Inhalt des Kästleins angegeben und dasselbe zur Beförderung unbeanstandet angenommen sei. Nun, die Sache verzog sich, Leunis sollte nur keine Pelias mehr versenden. Aber er verschickte dieselben auch später noch, jedoch vorsichtiger verpackt, und zwar als Schwämme oder Spielsachen. Auch die übrigen, nicht giftigen Schlangen hielt Leunis sich zu Beobachtungen. Die Ringelnatter ließ er frei im Zimmer, ja selbst an seinem Leibe umherkriechen

und freute sich stets, wenn eine derselben ihm beim Schreiben aus dem Rockärmel schaute und über die Hand glitt. Bei Hildesheim kommt auch die glatte Natter vor. Leunis vermuthete, es sei dieselbe nur eine Spielart der Ringelnatter, weswegen er sich die möglichste Mühe gab, von Ringelnatter und glatter Natter Zunge zu ziehen. Aber niemals hat seine Mühe den gewünschten Erfolg gehabt. Entweder hatte er zwei männliche oder zwei weibliche Exemplare, bis es ihm endlich einmal glückte, zu einer weiblichen glatten Natter eine rechte schöne männliche Ringelnatter zu bekommen; die Zucht sollte beginnen. Da klettert das Männchen des Mittags in die schöne Sonne der Fensterbank und schlüpft aus dem offenen Fenster auf die Straße. Leunis schaut seiner Schlange nach, um eben noch zu sehen, wie ein Arbeiter mit den Worten: „Teif du Vork“ ihr den Kopf zertritt. So wurde es auch diesmal mit seiner Untersuchung nichts, und Leunis ist schließlich verstorben, ohne über die bezügliche Frage Klarheit erhalten zu haben. ¹⁾

Sechs ²⁾ Jahre lang zog Leunis, wie bereits hervorgehoben, Wanzen in seinem Bette. Er wollte Lebensart, Vermehrung und Ausrottung dieses lästigen Volkes gründlich kennen. Alle vier Wochen ließ er die Bettstelle auseinandernehmen und ins Freie bringen, um alle Mittel, welche gegen die Wanzen in den Zeitungen ausgeschrieben waren, probiren zu können. Aber die meisten bewährten sich nicht. Als das einfachste und beste Mittel gegen Wanzen in Betten und Möbeln empfahl Leunis kochendes Wasser, gegen Wanzen in den Wänden Arsenikdampf. Das heiße Wasser, welches siedend sein muß, wendet man folgendermaßen an. Man läßt die Betten, in denen die Wanzen sind, unbereitet liegen bis mindestens 10 Uhr, damit erst alle Wanzen wieder zur Ruhe in das Holz der Bettstelle gewandert sind. Dies ist

1) Ueber „die Schlangen Hildesheims und der Umgegend“ schrieb Leunis 1869 das Gymnasialprogramm. Dasselbe ist auch separat gedruckt. Vgl. S. 29.

2) Vgl. dagegen Synopsis, I. Th., S. 659, wo Leunis nur vier Jahre angiebt. Im Unterrichte hat er oftmals seine Wanzenzucht erwähnt, aber immer von einer sechsjährigen Dauer derselben gesprochen.

genau zu beobachten, einerseits, weil man nur so alle Wanzen, welche im Bette sind, beisammen hat, andererseits, damit nicht an den Kleidungsstücken die Wanzen aus dem Bette vertragen werden und so allmählich das ganze Haus überfüllen. Alsdann wirft man die Betten hinaus, schlägt die Bettstelle auseinander und gießt das kochende Wasser in alle auch noch so kleinen Fugen derselben, besonders aber in die Zapfenlöcher. Auf diese Weise tödtet man nicht blos die Wanzen selbst, sondern vernichtet auch ihre Eier. Der Vortheil des Leunis'schen Mittels besteht also darin, daß es erstens billig und leicht zu haben ist, und zweitens sehr gut wirkt, während die meisten Salben, Pulver, Tinkturen wohl die Wanzen tödten, aber die Eier meistens unversehrt lassen. Ebenso wie bei den Bettstellen verfährt man auch bei den übrigen Möbeln. Von Zeit zu Zeit wiederholt und richtig angewendet wird dieses Mittel bald die lästigen Thiere vertreiben. Sind die Wanzen in den Zimmerwänden, so kann man sie mit Arsenikdampf vertreiben. Hierbei hat man aber vorzüglich darauf zu achten, daß keinerlei Geräthe vorher aus dem Zimmer geschafft und nachher wieder hineingebracht werden. Denn auch in den Möbeln, Büchern, Kleidungen halten sich die Wanzen auf, und da ihre Vermehrung sehr stark ist, so leuchtet ein, daß eine einzige Wanze, welche in einem Stuhle sitzend im Freien vor der Vergiftung bewahrt bleibt, nachher wieder ins Zimmer gebracht alle Mühe leicht nutzlos macht. Bei der Abräumung des Arsenikniederschlages darf man nur immer kurze Zeit arbeiten, sonst zieht man sich leicht durch Einathmung des Giftstoffes den Speichelfluß zu. Leunis hat in Hildesheim mehrere Häuser, in denen Wanzen ihre Niederlage hatten, mit Arsenik ausgedampft, ebenso auch sein Museum, um die Motten aus den Bälgen der ausgestopften Thiere zu vertreiben; hierdurch hatte er sich schließlich selbst den Speichelfluß zugezogen. Wenn Leunis genug Wanzen im Bette hatte, so unternahm er gegen sie einen vollständigen Vernichtungskrieg, um nach einigen Wochen die Wanzenzüchterei von Neuem zu beginnen. Einmal hatte er eine weibliche Wanze in eine Schachtel gesetzt mit genauem Vermerk des Tages und der Stunde

der geschehenen Einschachtelung, um zu sehen, wie lange dieselbe ohne Nahrung zubringen könne. Er vergaß indeß seine Schachtel sammt Wanze, bis sie ihm nach sechs Monaten zufällig in die Hand fiel. Er schaute nach und fand nicht bloß die Wanze gesund und munter vor, sondern auch noch sechs braune Junge daneben. Alle waren aber recht spitz und beinahe durchsichtig wie Glas. ¹⁾)

Die Flöhe hatten sich ebenfalls der Aufmerksamkeit des Herren Professors zu erfreuen. Lange Jahre hatte er einen eigenen Flohfänger engagirt, welcher für das Duzend Flöhe einen guten Groschen bekam. Als derselbe aber nach mancher Flohjadg mit dem Tode abging, hat er keinen Nachfolger erhalten. Alle Flohmittel hat Leunis untersucht und ihre Wirkung geprüft. Die Zuckungen, welche die Flöhe machen, wenn man das sogenannte Flohpulver auf sie streut, hatte er natürlich mit der Loupe des öftern betrachtet und machte dieselben unter allgemeiner Heiterkeit auf dem Ratheder nach, um

1) Vgl. Synopsis l. c. Hier giebt Leunis ein anderes Mittel gegen Wanzen an, das er im Unterrichte niemals erwähnte, vielleicht nur deswegen, weil es schwieriger zu merken ist. „Man lasse, so heißt es, Synopsis l. c., etwa sechs Loth frische, zerschnittene Blätter und junge Blätter des Sadebaumes (Juniperus Sabina) mit einem Quartier Brauntwein und zwei Quartier Wasser übergossen einige Tage lang an der Sonne oder an einer warmen Stelle ausziehen, seihe dann die Flüssigkeit durch und schütte ein Loth weißen Arsenik und für zwei bis drei Groschen Quecksilber-Sublimat hinzu. Mit dieser Flüssigkeit müssen alle Löcher, Fugen und Ritzen der Bettstellen, Bretterverschlüge, Thürbekleidungen zc., wo sich besonders unter den Tapeten die Eier oft in Menge finden, sorgfältig mit Hülfe eines Pinsels ausgestrichen werden, am zweckmäßigsten im Anfange des Frühlings, wenn die überwinterten Weibchen noch keine Eier gelegt haben. Daß also Tapeten abgerissen und die Wände abgekratzt werden müssen, wenn bei großer Verbreitung der Wanzen das Mittel an die richtige Stelle gebracht werden soll, versteht sich von selbst.“ Im zweiten Theile der Synopsis (Botanik) Seite 916 empfiehlt Leunis noch Benzin als sicheres Mittel gegen Wanzen. Das Aufgießen des kochenden Wassers ist übrigens ein billiges und untrügliches Mittel, wie ich selbst erfahren habe. Innerhalb eines halben Jahres habe ich mit demselben alle Wanzen aus einem Hause vertrieben, wo sie bereits überall sich eingenistet.

feinen Schülern eine richtige Vorstellung von der Wirkung genannten Pulvers zu geben. Ueber die Flöhe hielt Leunis, wenn beim naturhistorischen Unterrichte die Reihe an dieselben kam, einen zweistündigen Vortrag, der sprudelnd an Witz und tiefer Kenntniß unübertrefflich war und verdient hätte, stenographirt zu werden.

Ebenso hatte Leunis sich Kopf- und Leibläuse zu verschaffen gewußt und mit ihnen experimentirt. Eines Tages klopfte es an seiner Thüre und alsbald trat eine junge Dame ein, die sich vorstellte als Fräulein von K. Sie meldete eine Empfehlung von Mama mit der Bitte, Herr Professor möchte gütigst sagen, was für ein Thier das sei, welches sie bei sich habe. Das adelige Fräulein wickelte nun aus Seidenpapier eine kleine Schachtel mit Goldrand; Leunis öffnete sie, schaute hinein und sagte: „Melden Sie der gnädigen Frau Mama meine tiefste Verehrung; dies Thier ist eine männliche Leiblaus“. Das Fräulein gab in seiner Verlegenheit ob solcher Erklärung zur Antwort: „Aber wir haben die Leiblaus nicht gehabt.“ Leunis, ein kleiner Schelm, erwiderte nichts, sondern sah die junge Dame sehr ungläubig an, wodurch ihre Verlegenheit noch größer wurde. Als sie jetzt sagte: „Unser Dienstmädchen hat sie gehabt,“ gab Leunis den Rath, dieselbe zur Reinigung von Ungeziefer erst vierzehn Tage nach der Karthaus zu schicken.

Die Ratten und Mäuse wurden von Leunis vielfach beunruhigt. Von den Ratten existirt die Hausratte bekanntlich an vielen Orten nur noch selten, sie ist von der Wanderratte, welche aus Asien zu uns gekommen, beinahe verdrängt. Leunis wollte nun wissen, ob in Hilbesheim noch Hausratten seien, und machte daher unter Angabe des Unterschiedes zwischen Haus- und Wanderratte in der Zeitung bekannt, daß er für jede Hausratte, ob todt oder lebendig, einen halben Gulden (1 Mark) zahle. Nach einigen Tagen trat ein Müllergeselle bei ihm ein und meldete ihm, daß man bei der Reparatur alter Schweinefälle in der Godehardmühle sechsundneunzig Hausratten erschlagen hätte. Leunis wurde es doch etwas bange; er zählte gleich sein Geld, ob er überhaupt noch zahlungsfähig sei, und machte sich, nachdem

er dieses festgestellt, mit dem Müllergefellen auf den Weg nach der Godehardmühle. Große Sorge quälte ihn, denn ein tiefer Eingriff in seinen Geldbeutel war zu befürchten. Doch seine Angst war, wie sich bald herausstellte, völlig grundlos. Sämmtliche Ratten waren Wanderratten, auch nicht eine einzige Hausratte war darunter. Mit heiterer Miene und vollem Beutel kehrte Leunis nach Hause zurück. Aus der ganzen Stadt bekam er nur einige Exemplare von Hausratten¹⁾.

Mäuse hatte Leunis immer auf seinem Zimmer in Kästen vorrätig. Eines Tages entschlüpfte ein Weibchen und Leunis, welcher ein menschliches Rühren fühlte, ließ ihr die Freiheit. Auch ließ er noch ein Männchen aus dem Käfig hüpfen. Die Mäuse vermehrten sich schnell und belebten des Nachts, wenn Leunis studirte, durch ihr Knasperm und Nagen die eintönige Stille. Jetzt richtete sich Leunis die Mäuse ab. Er legte einen Zwieback unten neben seine Commode, die Mäuse kamen bald und verzehrten denselben. Nach einigen Wochen legte er den Zwieback in den untersten Auszug der Commode. Die Mäuse gingen nach und fraßen. So hatte er bald die Mäuse gewöhnt, an seinem Mantel, welcher neben der Commode hing, hinaufzusteigen und sich oben von derselben den Zwieback zu holen. Eines Morgens aber bemerkte unser Herr Professor, daß eine Mausmutter seine schönen Gardinen zerfressen und sich aus denselben ein Nest in der Stubenecke gemacht hatte. Das war doch zu bunt, und es wurde deshalb der Vernichtungskrieg gegen alle Mäuse beschlossen. Leunis legte jetzt den Zwieback in die Tasche seines Mantels und kirrte die Mäuse, auch aus dieser sich denselben zu holen. Wenn er jetzt des Abends noch spät studirte und die Mäuse in seiner Manteltasche nagen hörte, ging er hin, faßte über die Tasche und ließ dann alle Gefangene aus dem Fenster in die Treibe hüpfen, welche hart unten an seiner Wohnung vorbeifloß. So fing er alle Mäuse allmählich bis auf die letzte fort.

1) Angeedeutet findet sich diese Rattengeschichte Synopsis I. Th. S. 135.

Leunis prüfte ferner alle Eßwaaren, versuchte auch selbst das Fleisch derjenigen Thiere, welche nicht gegessen werden. So ließ er sich, um nur eins zu erwähnen, eine junge Kage kochen, aß deren Fleisch und trank die Bouillon davon. Er hatte das Gericht sehr zart und schmackhaft gefunden; nur, meinte er, würde das Fleisch eines alten Katers etwas zähe sein und einen üblen Beigeschmack haben.

Leunis pflegte endlich auch die Baumaterialien genau zu untersuchen und zu sammeln. Wenn er in eine Stadt kam, so gehörte es mit zu seinen ersten Unternehmungen, daß er sich umschaute nach dem Material, aus dem die Häuser gebaut waren ¹⁾. Er suchte sich dann bei einem Neubau oder Mauermeister Proben von den Steinforten zu verschaffen und notirte sich den Fundort sowie den Preis derselben. Ebenso sammelte er auch die Steine, welche in anderen Zweigen der Industrie verwandt werden, z. B. zu Monumenten, Statuen, Mühlensteinen u. in derselben Weise. Er ging oft zu den Bauhütten der Steinmeger und zu den Mühlensteinlagern, um seine Kenntnisse und seine Sammlung auch in dieser Beziehung zu erweitern. Ein Mitschüler von mir, dessen Vater für eine Mühlensteinfabrik Hildesheims reiste, brachte ihm stets, sobald der Fabrikherr neue französische Steine erhalten hatte, Proben davon mit genauer Angabe des Fundortes und des Preises. Leunis nahm dieselben stets mit großem Danke an. Auch sprach er oft davon, daß er demnächst im Hildesheimer Museum eine Sammlung von Bausteinen anlegen wolle, um den Handwerkern Gelegenheit zu geben, das Gute kennen zu lernen und sich die besten und billigsten Materialien zu verschaffen. Die Sammlung sollte nach Leunis' Erklärung in der Art angelegt werden, daß von jeder Steinforte aus den verschiedenen Brüchen ein kleiner bearbeiteter Würfel ausgelegt würde, mit einem Zettel versehen, auf dem die Art, Härte und Güte sowie Preis und Fundort des Steines

¹⁾ In dieser Absicht schlug sich Leunis auch ein Stück Marmor vom Dome zu Mailand, wofür er bald in Arrest gebracht wäre, wie oben Seite 15 berichtet ist.

angegeben sei. Wie weit Leunis mit seinem Vorhaben gekommen, kann ich nicht bestimmt angeben. So weit mir bekannt, ist von einer solchen Sammlung im städtischen Museum zu Hildesheim bislang nichts zu sehen.

Ähnlich sammelte Leunis auch alle übrigen naturhistorischen Producte, welche zur Industrie verwandt wurden. Kam er in eine Stadt oder in ein Dorf, wo ein besonderer Zweig der Industrie blühte, so schaute er sich sofort nach dem Materiale um, welches man hierzu verwandte. So kam er einmal in ein kleines Städtchen der Schweiz, wo er geflochtene Weidenkörbchen an einem Hause ausgehängt fand. Leunis besah sie, fand, daß er das Holz noch nicht besitze, und trat daher in das Haus ein, um nachzufragen, was für eine Weide dieses sei und wo dieselbe wachse. Der Korbmacher schaute Leunis gewiß für einen geheimen Agenten an und meinte, daß derselbe für eine große Korbmacherefabrik die Weide haben wollte. Deshalb sagte er Leunis nichts, sondern machte nur einige ausweichende Redensarten. Leunis bot Geld an für ein kleines Stück Weidenholz, aber dies mehrte den Verdacht des Korbmachers erst noch recht. Kurz, Leunis mußte unverrichteter Sache gehn. Doch schlau wie er war, fragte er nachher ganz gleichgültig seinen Wirth darum, welcher seinen kleinen Sohn zum Korbmacher schickte und Leunis ein Stück Weidenholz verschaffte. Den Ort, wo die Weide wuchs, mußte der Wirth auch nicht, doch auch diesen erfuhr Leunis von einem Hirten, welcher vor dem Städtchen hütete.

Hiermit wollen wir unsern Bericht über Leunis' Excursionen, Untersuchungen und Sammelfleiß schließen, um uns zu seinem Studium in engerem Sinne zu wenden. Hatte Leunis auf die angegebene Art gesammelt und untersucht, dann wurde des Abends und des Nachts fleißig studirt und das geistig Verarbeitete wieder niedergeschrieben. Leunis pflegte vor zwölf Uhr niemals zu Bett zu gehen; manche Nächte, vielleicht die meisten während des Schuljahres, hat er noch selbst bis in sein hohes Greisenalter im Studium ganz durchwacht. Selbst die Festtage machten keine Ausnahme hiervon.

Am ersten Weihnachtstage studirte Leunis ebenso wie am Schwesterabend. Ob Ostern oder Pfingsten war Leunis gleich, sein Grundsatz war: ich feiere diese Feste besser im Studium als Müßiggang. Ein Beispiel zur Illustrirung von Leunis' Studium mag genügen. Als Schüler der Tertia kamen wir am Neujahrsmorgen zu Leunis, um bei ihm unsere Neujahrscour zu machen. Es beruhte dies sowohl auf Anhänglichkeit zu ihm, als auch auf der uralten Sitte, daß eine jede Klasse des Gymnasiums durch Vertreter einem jeden Professor desselben zu seinem Namenstage und zum Neujahr ihre Glückwünsche darbringen ließ. Bei Leunis hatte sich aber dieser löbliche Brauch nach einer Seite hin zu einer kleinen Unsitte ausgebildet. Es gingen nämlich die untersten Klassen in corpore zu ihm und um ihn recht oft zu stören und etwas zu necken, rottenweise, so daß also alle fünf oder zehn Minuten zwanzig bis fünfundzwanzig Gymnasialisten bei ihm erschienen. Leunis wurde hierüber aber nie unwillig, sondern fand das so ganz recht. Als Schüler der Tertia befand ich mich also im Jahre 1866 auch bei einer Rotte. Wir waren gerade nicht salonfähig gekleidet, auch verstieß unser Anläuten an Leunis' Thüre ein klein wenig gegen den feinem Anstand, allein das schadete nichts; Leunis war in dieser Hinsicht kein Pedant. Auf das erste Reitzen der Glocke, so muß man wohl sagen, drehte sich sogleich der Schlüssel, die Studenthüre öffnete sich, und der Herr Professor stand vor uns, wie ich ihn nie gesehen hatte, bekleidet mit einem langen Schlafrocke, ohne Halstuch, das Hemd nachlässig am Halse zusammengebunden, ohne Perrücke aber mit einer großen Mütze von der Form der preussischen Militairmützen, dazu rauchte er eine lange Pfeife. Er blieb gleich in der Thüre stehen und empfing schmunzelnd unsere Glückwünsche. Darauf hielt er uns eine kleine Rede, in welcher er zunächst uns seinen Dank aussprach, sodann uns zum Fleiße ermahnte. Er stellte sich selbst uns zum Muster und Vorbilde auf, wie er von Jugend auf bis auf den heutigen Tag ohne Unterbrechung oft ganze Nächte durchstudirt habe. „Seht, so fügte er ungefähr bei, ich habe das alte Jahr gut beschloffen und das

neue gut angefangen. Ich habe die ganze Nacht durchstudirt bis drei Uhr Morgens, dann habe ich mich bis fünf Uhr aufs Sopha gelegt und studire seitdem wieder bis zehn Uhr, wo ich zum Dome gehe. Und ich bin schon ein alter Mann.“ So hat Leunis manche Nacht im Studium durchwacht. Des öftern sagte er im Unterrichte, wenn er Schüler in der Faulheit ertappte: „Ihr habt gar keinen Eifer; ich komme manche Nacht nicht zu Bett vor lauter Studiren, und bin doch schon ein alter Mann, und ihr habt nicht einmal Lust die paar Zeilen zu lernen, die ich eingebe ¹⁾“.

Leunis besaß einen solchen ausdauernden Fleiß, daß er in jüngeren Jahren, wenn seine Bücher ihm nicht für alle Fragen ausreichten und er außer Stande war, sich die weiteren gewünschten Werke wegen ihres hohen Preises zu kaufen, sich dieselben leihweise zu verschaffen suchte und dann Auszüge aus ihnen anfertigte; ja sein Wissensdurst trieb ihn sogar an, des öfteren zu Fuß nach Göttingen zu gehen, um Blumenbach's Rath über das zu holen, was ihm aller Forschung ungeachtet unklar geblieben war.

So forschte, untersuchte, sammelte und studirte Leunis ein halbes Jahrhundert ohne Unterlaß mit einem Fleiße und einer Ausdauer, die man wirklich anstaunen muß. Es sei noch erwähnt, daß er selbst auf seinen größeren Reisen die Abende mit dem Ordnen und Bestimmen des am Tage Gesammelten sowie mit Studium zubrachte. Seine Schulnaturgeschichte, sein ständiger Begleiter auf Reisen, mußte ihm hierbei Dienste leisten. Die Pflanzen bestimmte und legte er ein für sein Herbarium; die Mineralien, Insecten etc. packte er ein, um sie anderen Tags nach Hildesheim zu schicken. Nur in größeren Städten ging er des Abends wohl ins Theater.

Durch sein vieles Studium besonders zur Nachtzeit sowie durch die vielen mikroskopischen Untersuchungen hatte Leunis seine Augen so angestrengt, daß der gänzliche Verlust seines Augenlichtes zu

¹⁾ Leunis pflegte stets zu sagen „eingeben“ für „aufgeben“ in der Verbindung mit Lektion. Seine erste Frage im Unterrichte war gewöhnlich: „Was habe ich das letzte Mal eingegeben?“

befürchten war. Indesß besserte sich sein Augenübel doch wieder derart, daß er bis zu seinem Lebensende nie einer Brille bedurfte. Mit dem rechten Auge allerdings, welches durch die mikroskopischen Untersuchungen besonders gelitten hatte, war er ganz kurzsichtig, so daß er mit demselben auf einige Schritte Entfernung nichts mehr sehen konnte; das linke hatte seine ganze Sehkraft behalten, nur in den letzten Jahren wurde es weitsichtig.

Leunis' außerordentlicher Eifer kann auch noch illustriert werden durch eine Antwort, welche er einmal auf die Frage gab, ob man wirklich sein Leben verlängern könne. „Ja freilich“, antwortete er, „kann man sein Leben verlängern; wenn man alle Tage zwei Stunden weniger schläft, so macht das alle Woche vierzehn Stunden, die man länger lebt. Ich habe mein Leben auf diese Weise bedeutend verlängert.“

Bei einem solchen Fleiße wird es uns aber nicht Wunder nehmen, daß Leunis, obwohl Autodidact, so Großes geleistet hat.

5. Leunis' schriftstellerische Thätigkeit.

Leunis begann seine schriftstellerische Thätigkeit zunächst mit kleinen populären Artikeln in dem sog. Mittwochensblatte.¹⁾ Aufschwindelung mit Geheimmitteln, Menagerien, Gaukler und Leute, welche mit dressirten Hunden in der Stadt Hildesheim ihre Künste zeigten, boten ihm Anlaß, seine Feder zur Aufklärung und Belehrung des Publikums in Bewegung zu setzen. Im Jahre 1842 endlich wagte er sich auch mit wissenschaftlichen Arbeiten in naturhistorischen Zeitschriften an die Oeffentlichkeit. Sein erster schriftstellerischer Versuch in dieser Hinsicht

¹⁾ Das Mittwochensblatt, so genannt von seinem einmaligen Erscheinen an jedem Mittwoch, ist später zur täglich erscheinenden Zeitung erweitert, die jetzige „Hildesheimische Zeitung“ im Verlag von Kornacker. Leunis pflegte diese Zeitung von dem ehemaligen Verleger des Mittwochensblattes, Rathagen, ebenfalls Rathagen zu nennen, eine Bezeichnung, welche sich unter uns Candidaten der Theologie einbürgerte und über Preußens Grenzen mit uns hinauswanderte.

war: Verzeichniß der im Fürstenthum Hildesheim und dem angrenzenden Harze aufgefundenen Blattwespen. (Stettin. Entomologische Zeitschrift III., Seite 42 bis 45). Gleich darauf erschien in derselben Zeitschrift (Seite 190 bis 191) eine Abhandlung über die Larven von *Brachytarsus scabrosus* Fabr. Seine weiteren Abhandlungen in Zeitschriften mögen übergangen werden.

Als erste bedeutende Frucht seiner langjährigen Studien erschien nach einigen Jahren gleich Reunis' Hauptwerk, nämlich die „Synopsis“ in drei Theilen, deren erster, die Zoologie, 1844, deren zweiter, die Botanik, 1847, und deren letzter, die Mineralogie ¹⁾ 1853 ausgegeben wurde. Das Werk war bestimmt für die oberen Klassen des Gymnasiums. Doch sah Reunis bald ein, daß damit dem Bedürfnisse nach einem Schulbuche nicht Genüge geleistet sei und darum verfaßte er seine „Schulnaturgeschichte“, welche ebenfalls in drei Theilen: Zoologie, Botanik und Mineralogie in den Jahren von 1848 bis 1852 erschien. Um endlich auch dem Anfänger ein praktisches Buch in die Hand zu geben, verfaßte er alsdann noch den „Leitfaden“, ebenfalls aus drei Bändchen bestehend. Als weitere schriftstellerische Arbeiten sind noch aufzuführen: „Nomenclator zoologicus“, welcher 1866, und ein Schulprogramm über „die Schlangen Hildesheims und der Umgegend“, welches 1869 erschien. Letzteres ist noch separat gedruckt.

Reunis' Werke wurden alsbald vergriffen; schon im Jahre 1856 wurde darum die zweite völlig umgearbeitete Auflage der Synopsis nothwendig. Der erste Theil, die Zoologie, erschien während der Jahre 1856 bis 1860 und der zweite Theil, die Botanik, von 1864 bis 1876. Letztere hat Reunis nur noch bis zur „*Festuca ovina*“ Seite 1215 fortgeführt, die weitere Folge bis zum Schluß der Gräser ist nach dem hinterlassenen Manuscript von Dr. Frank in Leipzig geordnet und ergänzt. Die dritte Abtheilung „Kryptogamen“

¹⁾ Der 3. Theil der Synopsis, die Mineralogie und Geognosie, ist von F. A. Römer, Bergath in Clausthal, verfaßt; die 2. Auflage besorgt Prof. Dr. Senft in Eisenach; die erste Abtheilung (die Mineralogie) erschien bereits 1875.

von Dr. Frank ganz neu bearbeitet.¹⁾ Seine Schulnaturgeschichte und sein Leitfaden wurden von ihm in vielen Auflagen beständig verbessert herausgegeben.²⁾

Leunis' drei Werke: Synopsis, Schulnaturgeschichte und Leitfaden bilden drei für sich selbständige Werke, von denen jedes den Anforderungen der verschiedenen höheren Unterrichtsanstalten zu entsprechen sucht. Der Leitfaden ist für die Progymnasien, höheren Bürgerschulen und Realschulen zweiter Ordnung, die Schulnaturgeschichte für die Human- und Realgymnasien, die Synopsis endlich für die Akademiker bestimmt. Letztere soll indeß noch über die Schule hinaus auch im praktischen Leben dienen: sie soll den Lehrern, Technikern, Apothekern, Doktoren, Forstmännern sowie jedem Gebildeten, der sich mit Naturgeschichte wissenschaftlich beschäftigen will, ein Buch zum Selbststudium, zum Selbstbestimmen der Naturkörper und auch namentlich zum Nachschlagen über alle für das praktische Leben in irgend einer Beziehung wichtigen Naturkörper sein. Den Zweck, durch Selbststudium in das Reich der Natur einzuführen und zum Selbstbestimmen zu befähigen, haben indeß alle drei Werke gemeinsam. Der Nomenclator zoologicus endlich, eine etymologische Erklärung der vorzüglichsten Gattungs- und Artnamen, welche in der Naturgeschichte des Thierreiches vorkommen, bildet gleichsam einen Anhang zu den drei obigen Werken.

Der Vorzug, welchen Leunis' Werke anerkanntermaßen besitzen, beruht darin, daß dieselben wissenschaftlich tüchtig, sehr übersichtlich und praktisch, sowie verhältnißmäßig sehr wohlfeil sind.

Leunis' Werke sind wissenschaftlich tüchtig; das ist allgemein anerkannt und wird man auch nach Maßgabe seines außerordentlichen

1) Das letzte Heft wird noch in diesem Jahre (1876) oder zu Anfang des nächsten Jahres ausgegeben werden.

2) Von der Schulnaturgeschichte erlebte bis zu Leunis' Tode der erste Theil (Zoologie) sieben, der zweite (Botanik) ebenfalls sieben, der dritte (Mineralogie) vier Auflagen. Ebenso gab Leunis vom Leitfaden das erste und zweite Bändchen (Zoologie und Botanik) in sechs, das dritte (Mineralogie) in vier Auflagen heraus.

Fleißes nicht anders erwarten. Weiteres hierüber hier zu sagen halte ich für überflüssig; ein einfacher Blick in seine Werke kann jedermann überzeugen. In der Classificirung, in der Beschreibung der einzelnen Thiere, selbst in der Schärfe und Klarheit des Ausdrucks muß Leunis' Buch ein Meisterwerk genannt werden. Jede Angabe beruht entweder auf eigener Untersuchung oder gewichtiger Autorität. Alles ist wohl bedacht und wohl überlegt, ehe es von Leunis' Feder niedergeschrieben ist. Wie reich ferner der Inhalt ist, kann man schon daraus ersehen, daß der zoologische Theil der Synopsis nahezu 1000 enggedruckte Seiten (ohne Register), der botanische sogar über 1800 (ohne Register) enthält. Eine Masse charakteristischer Abbildungen verleiht den Werken einen unschätzbaren Werth. Einige Proben aus Leunis' Werken mögen zum Beweise des Gesagten hier Platz finden. Wir wollen beginnen mit der wirklich klassischen Beschreibung des Hundes. Seite 112 der Zoologie (Synopsis) lesen wir:

„*Canis familiaris*. Der Haushund, durch Gelehrigkeit, Gutmüthigkeit, Treue, Schnelligkeit, Stärke und scharfen Geruch (Nasenhund Ofens) ausgezeichnet. Er läuft lappend, läuft schief, legt seine Excremente gern auf Steine, pißt nach der Seite, mit Bekannten oft hundertmal nacheinander, beriecht andere Hunde am After, schwitzt kaum, läßt heiß geworden die Zunge heraushängen, schläft mit gespitzten Ohren, träumt. Er schmeichelt seinem kommenden Herrn, trägt demselben die empfangene Strafe nicht nach und bleibt der empfangenen Wohlthaten eingedenk. Er wird 15 bis 20 Jahre alt, trägt 63 Tage und wirft 4 bis 8 blinde Junge, liebt weder Mond noch Musik, leidet am Bandwurm, verbreitet die Wuthkrankheit¹⁾ und wird dadurch oft gefährlich. Die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, welche der Mensch jemals gemacht hat; denn jedes Individuum gehört seinem Herrn ganz an, richtet sich nach dessen Gebräuchen, kennt und vertheidigt dessen Eigenthum, steht ihm in jeder

¹⁾ Hierzu giebt Leunis in einer Anmerkung die Ursachen und Erkenntnißzeichen der Hundswuth, sowie die Mittel gegen den Biß.

Gefahr bei und bleibt ihm aus Anhänglichkeit bis zum Tode ergeben. Das einzige Thier, welches dem Menschen als Hausthier über die ganze Erde, in die heißesten Gegenden wie in den kältesten Norden und auf die höchsten Wohnorte gefolgt ist, bald als Freund und Wächter, bald als Reise-, Kampf- und Jagdgenosse der mannigfaltigsten Art (als Schweiß-, Leit-, Parforce-, Haghund, Windspiel, Vorstehhund, Dachshund, Saubeller), als Leiter und Retter in den Schneefeldern der Alpen (Barry auf dem St. Bernhard rettete über 40 Menschen das Leben), als Zugthier in den Eisgegenden der Polarzone, besonders in Nordasien, wo er regelmäßig zum Ziehen der Schlitten dient, als Vogelfänger bei den Isländern, als Fischfänger bei einigen amerikanischen Völkern, als fettes Mastvieh in der Südsee, besonders auf den Freundschaftsinseln. In der Schmiede tritt er den Blasebalg, in der Küche dreht er den Bratenwender, ist überhaupt den Menschen bei den mannigfaltigsten Verrichtungen ein freundlicher Gehülfe. Auch hat sich kein Thier mehr an jede Kost gewöhnt. Er lebt gewöhnlich von gemischter Nahrung, in Grönland fast ganz von Fischen, in der Südsee nur von vegetabilischen Stoffen. Der Haushund findet sich nirgend mehr wild, nur noch verwildert. Der Mangel deutlich nachweisbarer Abstammung hat unter den Naturforschern über den Urtypus des Hundes zwei entgegengesetzte Ansichten erzeugt. Einige halten den Hund für einen Bastard, entstanden durch Vermischung des Wolfes mit dem Fuchse oder Schakal; Andern ist der Hund ein durch Kultur umgeänderter Nachkomme von wilden, noch jetzt existirenden, nahe verwandten Raubthieren. Ob nun aber der Buansa, der wilde Hund von Neapel (*Canis primaevus*), welchen die Mohratten Hindostans Kolsun nennen, welchen Sykes an der Küste von Koromandel und in den Wäldern von Dekan auffand und den wilden Hund von Dekan nennt, der Stammvater unsers Hundes ist, oder ob der in den Wäldern Südasiens umherschleichende sehr bössartige Abjak für den echten Stammvater zu halten sei, bleibt vorläufig ebenfalls noch unentschieden. Nach den neuern Untersuchungen von Hannon soll unser Hund eine

eigene Art bilden, die weder von einer bekannten wilden Art abstammt, noch als ein fruchtbarer Bastard aus unbekanntem Vaterlande zu betrachten ist. Wenn wir die Abstammung von einer Art annehmen, so ist wohl kein Thier durch Klima, Lebensart, Zählung &c. in so viele, an Größe, Bildung, Färbung &c. verschiedene Rassen ausgeartet als der Hund, weshalb denn auch gerade über dessen Stammart und ursprüngliches Vaterland seit Jahren so viel gestritten wird. Die Rassen wechseln im Längemaße bis zum Fünffachen und in Größe bis zum Dreißigfachen, und weichen also in ihrer Gestalt mehr von einander ab als jede andere Thierart (Spitz, Windhund, Dachshund, Dogge, Fleischerhund, Pudel, Neufundländer, Bologneser &c.). Zu den auffallendsten körperlichen Veränderungen gehören die hängenden Ohren der meisten Rassen, die kurzen und krummen Beine der Dachshunde, die Schwimmhäute einiger Bullenbeißer und des Neufundländers, das Verschwinden und stärkere Hervortreten der Afterzehe &c. Ebenso veränderlich ist Farbe und Haar, welches bald kurz und rauh, bald kraus (Pudel), bald lang und seidenartig ist und dem nackten Hunde (türkischen Hunde) aus Guinea fast ganz fehlt.

In Südamerika und Aegypten leben große Schaaren von verwilderten Hunden, welche gemeinschaftlich jagen, aber jung eingefangen eine dem Wolfe fremde Unterwürfigkeit und Freundlichkeit zeigen, welche man von einem Abkömmlinge des Wolfes nicht erwarten kann. Die verwilderten europäischen Hunde leben in den Grassluren (Pampas) von Buenos-Ayres mit ihren Jungen in Gruben und ziehen aus, um andere Colonien zu gründen, sobald die Gesellschaft zu groß geworden ist. Sie sind dort nicht nur für Schweine, Kälber und Fohlen auf der Weide gefährliche Raubthiere, sondern greifen sogar blutgierig den Menschen an, zu dessen Vertheidigung ihre Stammväter von den Spaniern nach Amerika hinüber gebracht waren. Schon die alten Aegyptier gebrauchten die Hunde zur Jagd, wie die Abbildungen auf ägyptischen Denkmälern beweisen; ebenso die Griechen, bei denen übrigens das Wort Hund ein Schimpfwort war, und durch die Schule der Rhiniker historisch geworden ist. Auch bei den

Juden war der Hund verachtet, wie die sprichwörtlichen Redensarten der Bibel zeigen. Bei den alten Deutschen dagegen standen die Hunde in großem Ansehen und als die Cimbern 101 v. Chr. von den Römern besiegt waren, mußten diese erst noch einen harten Kampf mit den Hunden bestehen, welche das Gepäck bewachten. Bei den alten Deutschen galt ein Leithund zwölf Schilling, ein Pferd dagegen nur sechs, und wer bei den alten Burgundiern einen Leithund oder ein Windspiel stahl, mußte dem Hunde öffentlich den Hintern küssen oder sieben Schillinge zahlen. Die canarischen Inseln haben von den Hunden (*canes*) den Namen (Plin. 6, 32, 37.) Manche Pflanzen erhielten als gemeine Pflanzen den Artnamen *caninus* (*Rosa canina*, *Viola canina*) — Parasiten: 1) *Pulex canis* (§. 473) 2) *Ricinus canis* (§. 532). 3) *Strongylus trigonocephalus* (§. 657). 4) *Taenia serrata* (§. 666). 5) *Ixodes ricinus* (§. 594). 6) *Sarcoptes*, Kräzmilbe (§. 592) u.

Nach dem Tode nützt der Hund noch durch sein Fell. Die langhaarigen Felle des sibirischen Spitzhundes sind als Raufwaare gesucht, am meisten kommen jedoch die Felle von Pudeln in den Handel; in Norwegen zieht man sogar Hunde nur wegen der feinen, weichen, zu Pelzkleidern beliebten Felle; aber auch in Deutschland werden Hundefelle zu Mützen (Pudelmützen), Taschen, Muffen u. verarbeitet. Knochen, Sehnen u. dienen zum Leimkochen; Hundeleder ist zähe und dünn, dient sogar zu Tanzschuhen, weißgar zu Handschuhen u. Die Haare benutzt man gar zum Ausstopfen von Polstern, zu Stricken, Pinseln u. Hundefett dient zum Einschmieren von Räderwerk an Maschinen und galt früher fälschlich als Hausmittel gegen Lungenwindsucht. Pudelhare fingerdick auf Leinwand genähet und auf der bloßen Haut getragen, wirken heilsam erregend gegen Sicht und Rheumatismen. Früher war auch der Hundekoth als *graeum album officinale*. In Peru wurden (nach Humboldt) die Hunde bei einer Mondfinsterniß so lange geschlagen, bis die Finsterniß vorüber war. Dagegen verehren die Indianer von Kauca und Quauca die Hunde göttlich; ihre Priester blasen auf skeletisirten Hundsköpfen."

Es würde zu weit führen, wollten wir noch mehrere Proben aus der Zoologie aufführen. Diese eine wird genügen, um zu zeigen, wie gründlich und erschöpfend Leunis in seinem Werke ist. Verweisen wollen wir nur noch auf die Beschreibungen des Elephanten, des Hauschweines, des Pferdes, der Antilope, des Ochsen, der Drossel, der Taube, des Haringes, des Maifäfers, der spanischen Fliege, der Wanze 2c., namentlich aber auf die vortrefflichen allgemeinen Einleitungen, welche den einzelnen Klassen und Ordnungen vorausgeschickt sind, auf den Thierkalender, die Tabellen über Benutzung des Thierreiches 2c. Dazu kommen dann noch die ausgezeichneten, mit vieler Sorgfalt gefertigten, den Text erläuternden Abbildungen.

Aus dem botanischen Theile der Synopsis wählen wir die Beschreibung eines ebenfalls bekannten Naturkörpers, nämlich der Gurke:

„*Cucumis sativus*. Gemeine Gurke oder Cucumer. Ostindien, jetzt überall in Gemüsegärten in den verschiedensten Spielarten (Traubengurken, gemeine weiße Gurken, gelbe Gurken, Schlangengurken 2c.) angepflanzt oder auch in Mistbeeten und Kasten getrieben (Gurkentreiberei), weil sie im freien Lande nur in wärmeren Sommern lohnenden Ertrag liefern. In Deutschland treibt Lübbenau in der Niederlausitz den bedeutendsten Gurkenbau, als Haupterwerbsquelle der dortigen Bewohner. In guten Jahren werden dort fast eine halbe Million Schock Gurken und etwa zwölf bis dreizehn, ja sogar schon fünfzig Centner Gurkenkerne geerntet und erstere über Berlin und Dresden nach England, Frankreich und Rußland auf verschiedene Art eingemacht verkauft, wofür 1846 und 1847 etwa 30,000 Thaler aufgenommen wurden. Die unreifen Früchte, welche im Oriente wohlschmeckender sind und daselbst roh und ungeschält zur Speise dienen, werden bei uns frisch als Salat (Gurkensalat) und auf mancherlei Weise eingemacht (Essig-, Pfeffer-, Salat-, Zucker-, Wasser- und Salzgurken), häufig als Beissen zu Fleisch 2c. genossen (§. 158,⁷), Saft und Saamen (*Semina cucumeris*) auch wohl als Arznei und jetzt auch zu einer Pomade (Gurkenpomade, *Cucumber-Gold-Cream*) gebraucht. Gurkenkerne werden auch von Zuckerbäckern geschält als

so genannte Spänchen zur Verzierung mancherlei Gebäcke benutzt, besonders dient hierzu unkeimfähige, d. h. ältere Waare, des süßern Geschmacks wegen. Man benutzt kleine unreife Gurken auch zu Mixpicks, Achin, Atschin, Atschier oder Atscher, eine als Beigericht im Handel vorkommende Leckerei, welche aus jungen mit Essig, Pfeffer und anderen Gewürzen eingemachten Sprossen des unteren Bambusrohrs und aus verschiedenen, grünen Früchten des heißen Asiens, sowie aus Melonenschnitten, unreifem Mais, verschiedenen Wurzeln zc. zusammengesetzt ist. Wir machen diesen Mischmasch nach und benennen ihn ebenso wie diese exotische Leckerei, um das Publikum, dem solche Sachen um so mehr munden, je weiter sie her sind, zu täuschen (Vgl. Soja S. 412). Da nun Gurken bei uns das vorzüglichste Ingredienz solcher Mischung ausmachen, so nennt man auch die dazu tauglichen kleinen, abgeschälten und in Scheiben zerschnittenen Gurken für sich schon Achio-Gurken.

Gurken waren den Alten schon bekannt. Theophrast unterscheidet schon mit und ohne Bewässerung gezogene Gurken (σίκυος), wie man sie noch jetzt mit Bewässerung unter dem Namen ἀγγούρι zieht, da das Bewässern auf den Geschmack großen Einfluß übt, weil sie meist roh gegessen werden. Gurkenisaamen behält seine Keimkraft lange (§. 97). Von den Fabeln der Alten über Gurken mag es genügen, wenn wir anführen, daß die Alten behaupteten, die Gurken besäßen vor Olivenöl eine so große Furcht, daß sie sich wie ein Haken umbögen, um vor einem neben ihm stehenden Gefäße mit Öl auszuweichen; daß die Gurke sich umwende, wenn es donnere, als wäre sie erschrocken zc.“

So kann man noch lesen die Beschreibungen des Pfeffers, des Spargels, des Drachenbaumes, der Aloe, der Cocuspalme, der Dattelpalme, der Paphrusstaude, des Indigos, des Kaffees, des Tabacks, der Chinarinde, des Olivenbaumes, des Weinstockes, der Rose zc.; alle diese Artikel zeugen von einem tiefen, gründlichen Wissen, welches der Verfasser in diesem Werke niedergelegt hat.

Leunis' Werke haben sodann den Vorzug, ungemein übersichtlich und praktisch zu sein. Hier ist es in ersterer Beziehung hauptsächlich seine analytische Methode, welche namentlich der Botanik einen solch hohen Werth verleiht. Ein kurzer Gebrauch derselben kann uns hiervon am besten überzeugen; ein weiterer Nachweis hierfür ist darum nicht nothwendig. Die praktische Seite von Leunis' Werken betreffend, so sei vor Allem erwähnt, daß in demselben alle nützlichen und schädlichen Naturkörper, besonders die, welche in Deutschland vorkommen, eine vorzügliche Berücksichtigung finden. Alles was über diese nur aufzufinden war, ist beigebracht; Leunis' langjährige Erfahrungen und Beobachtungen sind bei ihnen meist kurz bemerkt, charakteristische, sauber ausgeführte Holzschnitte erläutern den Text und machen die Dinge anschaulich. Auf äußerst zweckmäßige Weise ist endlich durch ein Zeichen am Rande angedeutet, ob die Naturkörper nützlich oder schädlich sind, ob sie in Deutschland vorkommen, oder als Handelsproducte, Zierpflanzen, Arzneimittel zc. eingeführt werden, so daß der Leser gleich auf sie hingewiesen ist. Eigene Verzeichnisse der nützlichen und schädlichen Naturkörper, Thierkalender zc. vermehren noch den praktischen Werth des Werkes. Die tabellarische Uebersicht der Benutzung des Thierreichs umfaßt acht enggedruckte Seiten (Synopsis I. Th., S. 64 bis 72), die des Pflanzenreichs nicht weniger als zwei und dreißig, (Synopsis II. Th., S. 235 bis S. 267), welchen noch ein zwei Seiten langer Anhang über Geheim- und Universalmittel folgt. Leunis hat ferner seinem Werke einen literarischen Nachweise beigegeben, d. h. ein alphabetisches Verzeichniß der Schriftsteller, die „im Werke als Autorität hinter den lateinischen Namen, oder sonst irgendwie aufgeführt sind“, welcher auf 64 Seiten von mehreren Hunderten Gelehrten die Namen mit kurzen biographischen Notizen, Aufzählung ihrer wichtigsten Schriften und Angabe des Preises derselben (im Buchhandel und beim Antiquar) enthält. Ein sorgfältig gearbeitetes, alphabetisches Register endlich sowie ein übersichtlicher Druck vollenden die praktische Brauchbarkeit des Werkes. Was hier zunächst von der Synopsis gesagt ist, gilt auch mutatis mutandis von der Schulnaturgeschichte

und dem Leitfaden. Reunis citirt (mit seltenen Ausnahmen) ausschließlich nach Paragraphen und nicht nach der Seitenzahl. Manche finden dies unpraktisch, allein doch mit Unrecht. Denn wie Reunis selbst sagte, können einerseits auf diese Weise, da die Zahl der Paragraphen in seinen Werken unverändert geblieben ist, alle Auflagen ohne Störung in der Schule neben einander benutzt werden, so daß es also bei einem Hinweise in seinem Buche für den Lehrer und Schüler einerlei ist, ob letzterer die erste oder siebente Auflage der Schulnaturgeschichte hat, und andererseits wird bei Herausgabe einer neuen vermehrten Auflage viel Zeit gespart, da die Angabe der Paragraphen weder im alphabetischen Register noch im Texte geändert zu werden braucht. Für den Suchenden aber verschlägt es wenig, den betreffenden citirten Paragraphen durchzuschauen, um das Gesuchte zu finden. Andere tadeln noch an Reunis' Botanik in Bezug auf die praktische Seite die Zugrundelegung des Linné'schen Systemes. Reunis hat sich (Synopsis II. Theil, Seite 227 und 228) über die Vorzüge und Fehler des Linné'schen Systemes ausgesprochen und dasselbe dann für den Selbstunterricht und das Selbstbestimmen dem natürlichen, wie uns scheint, mit Recht vorgezogen. Diese beiden Vorzüge der Werke Reunis' hebt die „Leopoldina“ kurz also hervor: „Reunis hat für die einzelnen Fächer manche Nachfolger gehabt, aber bisher ist er noch nicht überwunden. Die nach den verschiedenen Zeiten modificirte und stets verbesserte Methode, die zahlreichen Abbildungen, die mit unglaublichem Fleiße und außerordentlicher Mühe zusammengetragenen Notizen über praktische Verwendung, Schädlichkeit, geographische Verbreitung und gegenseitige physiologische Beziehungen der beschriebenen Naturkörper, über die Etymologie ihrer Namen, über die Lebensverhältnisse der namhaftesten Naturforscher und die literarischen Nachweise haben dem naturgeschichtlichen Unterrichte in Deutschland eine ungemeine Förderung gegeben.“

Reunis' Werke sind endlich verhältnißmäßig sehr billig; ein Punkt, der durchaus nicht übersehen werden darf. Denn der allzu hohe Preis eines Werkes tritt oft, trotz aller Vorzüge desselben, seiner weiteren

Verbreitung hindernd in den Weg. Reunis mußte aus eigener Erfahrung, daß es manchem Studirenden schwer, ja unmöglich ist, sich theuere Bücher zu beschaffen, er hat darum Sorge getragen, daß seine Werke nicht allzu theuer sind, und so auch von minder Bemittelten gekauft werden können.

Reunis' Werke ernteten auch gleich nach ihrem Erscheinen reiches Lob. Die günstigsten und für den Verfasser ehrenvollsten Recensionen wurden ihnen in solcher Fülle zu Theil, daß sie allein ein ganzes Heft bilden würden. Eine von ihnen, welche Prof. Kageburg vorzugsweise über die Behandlung der Insecten abgiebt, möge hier Platz finden. „Naturgeschichtliche Werke“, so schreibt Kageburg in seinen „Waldverderbern“, „besitzen wir bekanntlich in großer Zahl und in verschiedener Ausdehnung, für den vorliegenden Zweck aber (für die Kenntniß nützlicher und schädlicher Insecten) leisten sie wenig. Gewöhnlich ist die Abtheilung der Insecten in diesen Werken schon die schwächste und wenn, wie in Wiegmann's, Troschel's und Ruthe's Zoologie, jene mit besonderer Vorliebe und Kenntniß bearbeitet ist und eine vortreffliche Uebersicht über sämtliche Insecten gewährt, so genießen doch darin die schädlichen Insecten zu wenig Vorrecht. Ich kenne in der ganzen Literatur nur einen Autor, welcher eine Ausnahme macht, das ist Reunis in seinen beiden Werken: Synopsis der drei Naturreiche und Schulunaturgeschichte (erster Theil.) Neben mehreren anderen minder wichtigen, meist einheimischen Insecten berücksichtigt er hauptsächlich schädliche und nützliche. Auf sehr zweckmäßige Art ist im Texte durch Zeichen angedeutet, welche Arten Norddeutschland, besonders Hannover angehören, welche schädlich und welche wenigstens verdächtig sind. Beide Werke sind wohlfeil und würden sich daher auch von dieser Seite und weil sie in ihren beiden andern Bänden Botanik und Mineralogie liefern, als erste Grundlage einer naturhistorischen Bibliothek eignen.“

Der beste Beweis für die Güte der Reunis'schen Werke ist jedenfalls ihre weite Verbreitung. Seine Werke sind, wie die „Leopoldina“ mittheilt, in 250,000 Exemplaren bis jetzt verbreitet worden.

An den meisten Gymnasien und Hohen Deutschlands sind Leunis' Schulnaturgeschichten eingeführt und als die Reichslande Elsaß und Lothringen wiederum dem alten Mutterlande einverleibt wurden, zog Leunis' Naturgeschichte auch in diese ein; so daß dieselbe abermals in einer starken neuen Auflage herausgegeben werden mußte. Auch in fremde Sprachen, in das Ungarische und Schwedische, wurden dieselben übersetzt.

Hätte Leunis noch ein längeres Leben vom lieben Gott erhalten, so würde er uns vielleicht nach Vollendung der zweiten Auflage seiner Botanik noch mit anderen Schriften beschenkt haben. Wenigstens sprach er oft davon, ein Werk, ebenfalls analytisch dargestellt, über die vereedelten Gärtnerpflanzen und Gartenblumen herauszugeben. Ferner hatte er die Absicht, eine Broschüre zu schreiben unter dem Titel: „Hildesheim der fetteste Boden für Schwindler“, welche neben dem Nachweise der vielen wirklich vorgekommenen Anschwindelungen mit Geheimmitteln zc. eine gründliche Aufklärung über diese enthalten sollte. Auch beabsichtigte Leunis eine Volks-Naturgeschichte, zu welcher er kurz vor seinem Tode noch Vorarbeiten gemacht hatte, herauszugeben, die bestimmt sein sollte, in den Volksschulen den naturgeschichtlichen Unterricht zu fördern.

Neben seiner schriftstellerischen Thätigkeit hat Leunis, um dieses gleich beizufügen, auch Bedeutendes als Sammler geleistet. Mit welchem Eifer er sammelte, ist bereits gemeldet. Ebenso groß als sein Eifer, war auch sein Geschick im Auffinden der Naturkörper, deren Conservirung und Aufstellung. Ferner eröffnete er gleich beim Beginne seiner Studien als Gymnasialprofessor einen Tauschverkehr mit den namhaftesten Sammlern und Naturforschern. So legte er sich allmählich eine reiche Privatsammlung an, für welche ihm das Gymnasium in aner kennendster Weise einen eigenen Saal einräumte. Dieselbe diente ihm auch zugleich beim Unterrichte, da das Gymnasium keine eigene Schulsammlung besaß. Ihm und den Gebrüdern Römer verdankt sodann die Stadt Hildesheim ihre naturhistorischen Schätze, welche in der ehemaligen Franziskanerklosterkirche zum heiligen

Martin am Steine aufbewahrt werden. Wenn man die naturhistorischen Cabinette und Museen anderer Städte durchgeht, wird man sich bald überzeugen, wie sehr Hildesheim durch seine Naturaliensammlung vor ihnen ausgezeichnet ist. Leunis konnte darum auch gegen Ende seines Lebens in Bezug auf diese allein und ohne sich im Geringsten dabei im Auge zu haben mit Recht sagen, daß nur an wenigen Orten der naturhistorische Unterricht mit gleichem Erfolge betrieben werden könnte, wie in Hildesheim.

Seine Privatsammlung ist mit Ausnahme der umfangreichen Insectensammlung, welche seinem ausgesprochenen Wunsche gemäß dem Museum überwiesen wurde, nach seinem Tode um eine geringe Summe dem Josephinum überlassen worden.

6. Leunis als Lehrer der Naturgeschichte.

Wir haben Leunis bislang fast nur betrachtet, wie er selbst lernte; es bleibt nun noch übrig, ein Wort darüber zu sagen, wie er denn die Naturgeschichte lehrte. Es läßt sich dies ganz kurz fassen: ungemein praktisch. Leunis, von Haus aus mit gutem Lehrtalente ausgestattet, hatte dasselbe noch durch seinen mühsamen Selbstunterricht bedeutend ausgebildet. Er verdankte alles eigenem Nachdenken und eigenem Forschen, er wußte darum auch, wie der Schüler es anzufangen habe, um in das Reich der Natur mit Nutzen und Verständniß einzudringen, er kannte die Wege, welche der Lehrer dem Schüler zu zeigen hat, und zeigte sie ihm auch.

Leunis erteilte naturhistorischen Unterricht in allen Klassen des Gymnasiums mit Ausnahme der Sexta, Quinta und Oberprima, in welchen keine Naturgeschichte gelehrt wurde. In der Quarta lehrte Leunis ausschließlich Zoologie, in der Unterprima nur Mineralogie, in allen anderen Klassen aber im Winter Zoologie und im Sommer Botanik.

Treten wir mit Leunis gleich in die Quarta ein und schauen uns seinen Unterricht an. Er besteigt den Katheder, welcher schon ganz mit Naturkörpern angefüllt ist; ein langer Zug Schüler setzt sich bald in Bewegung, welche die schon aufgestapelten Dinge noch um ein Bedeutendes vermehren. Leunis überschaut alles, nimmt die guten Gegenstände heraus, erklärt sie, fragt nach, wer sie gebracht hat und wo sie gefunden sind; das schlechte Zeug läßt er aus dem Fenster werfen. So lernten die Schüler die bekanntesten Naturkörper in der Nähe von Hildesheim mit Leichtigkeit kennen, ohne daß der eigentliche Unterricht im mindesten Störung erlitt. Oftmals traf es sich auch, daß Schüler seltene und gute Sachen brachten; diese steckte Leunis aber sofort in die weiten Taschen seines Talares und sagte mit der freundlichsten Miene: „Danke schön!“ Die Schüler machten aber hierbei nicht immer ein freundliches Gesicht; denn oft waren die Gegenstände, die Leunis nun einsteckte, der Sammlung entnommen, welche Vater oder Mutter aus Spielerei für gutes Geld sich angekauft. Seltene und theure Muscheln, Edelkorallen, Käfer, Goldsteine zc. erhielt Leunis viel auf diese Weise. Alsdann kommen einige Schüler mit naturhistorischen Werken, um sich Leunis' Urtheil über dieselben zu erbitten. Auch dieser Bitte willfahrt der Herr Professor bereitwilligst. Jetzt wendet sich Leunis zur Erklärung dessen, was an der Tafel steht. Leunis pflegte nämlich das neue Pensum nicht vorzuerklären, sondern ließ die Schüler alles ihnen Unklare und alle ihnen unbekannten und unverständlichen Namen an die Schultafel schreiben. Hierbei giebt's aber schon Schularrest; denn ein kleiner, simpler Schüler, der eben erst vom Lande in die Stadt gekommen ist, hat sich durch muthwillige Stadtbuben verleiten lassen an die Tafel zu schreiben: „Was ist Urin?“¹⁾ Eine Stunde Klassenarrest fñhnt diesen Frevel. Oder aber ein anderer, welcher nicht gelernt, hat auf Anrathen eines Mit-

¹⁾ Dies ist wirklich öfters vorgekommen, so auch einmal, als ich in der Quarta saß.

Schülers eine Frage über Vögel an die Tafel geschrieben, während das Pensum sich auf die Affen der neuen Welt erstreckt. Der Delinquent muß dem ersteren Mittags unfreiwillige Gesellschaft leisten. Jetzt nach einigen Minuten ist alles in Ordnung. Diese Methode Leunis' hat manches Gute. Denn er erfuhr dadurch alles, was den Schülern unklar war, und konnte nachhelfen, während beim Vor-erklären der Lehrer gar oft nicht denkt, daß dieses oder jenes dem Schüler unbekannt sein könnte, und darüber weggeht. Jetzt schlägt Leunis seine Schulnaturgeschichte auf, nimmt sein Notizbuch, in dem alle Begehungs- und Unterlassungssünden der Schüler gewissenhaft verzeichnet sind, aus dem Talare, sucht sich den mit den meisten Faulheitsnoten ausgezeichneten oder nur selten gefragten Schüler heraus und fragt: „Was habe ich eingegeben?“ „Paragraph 23“ schallt es zurück. „In wie viele Kreise theilen wir denn die Thiere ein?“ „In drei, in Vertebrata, Arthozoa und Gastrozoo.“ „Gut! Wie unterscheiden sie sich?“ „Die Vertebrata haben ein inneres Knochenskelett und rothes Blut, die Arthozoa kein inneres Knochenskelett, sondern einen Leib, der aus beweglichen Ringeln zusammengesetzt ist, meist gegliederte Gliedmaßen und weißes Blut, die Gastrozoo endlich haben kein Skelett, sondern einen schleimigen, gallertartigen Leib und nie wahre Gliedmaßen.“ „No gut.“ Jetzt kommt ein anderer an die Reihe. „Nenne mir einen Repräsentanten von den Wirbelthieren.“ „Der Hund.“ „Einen von den Ringelthieren.“ „Der Wurm.“ „Welcher steht im Buche?“ „Die Spinne.“ „Gut, was sollen denn die Punkte über dieser Abbildung?“ „Die sollen die Stellung der Augen angeben.“ „No gut. Hast gut gelernt.“ Jetzt kommt ein dritter. Ihn fragt Leunis in bezeichneter Art weiter, nimmt so alles im Einzelnen durch, erklärt alle Abbildungen und knüpft an dieselben meist kleine Erzählungen über Lebensart der Thiere. Wenn die Schüler gut gelernt haben, erzählt Leunis auch wohl von seinen Reisen. Als besondere Belohnung des Fleißes ist es anzusehen, wenn er die nächste Stunde einige Gegenstände, meist ausländische, aus seinem Museum mitbringt und zeigt. Aber Leunis bringt dann auch bald,

gleich nachdem er die Affen zu behandeln angefangen hat, eine große Karte voll Abbildungen, welche allmählich von Stunde zu Stunde, natürlich in der Freizeit, studirt werden müssen. Gar manchem Schüler hat aber eine solche Karte schon schwere Schulstunden bereitet, Klassenarrest, schlechte Censuren und selbst Prügel zugezogen. Denn wer an derselben nicht ganz sattelfest war, blieb regelmäßig hängen, konnte weder die Thiere zeigen, welche Leunis nur nach ihren lateinischen Namen examinirte, noch viel weniger die charakteristischen Merkmale u. dergleichen angeben. Die Schüler waren allerdings schlau; sie hatten die Karte ganz nahe neben den Bänken aufgehängt; derjenige, welcher am nächsten saß, hatte alle Thiere auf einem Zettel genau verzeichnet und dirimirte nun hinter dem Rücken des betreffenden Schülers, welcher an der Karte seine Weisheit entfalten sollte, unter der Bank weg den Demonstrirstock. Allein Leunis war noch schlauer, er merkte die Sache und vergalt nun das Werk geistlicher Barmherzigkeit, nämlich die Unwissenden zu belehren, welches der eine seinem Mitschüler erwies, an diesem selbst mit einem Werke leiblicher Unbarmherzigkeit; eine gute Portion Prügel war sein Antheil. Was Leunis so in der Unterrichtszeit während des Jahres durchnahm, das suchte er noch besonders bei den strebsamern Schülern durch Privatunterweisung im städtischen Museum wieder ins Gedächtniß zurückzurufen und dauernd zu befestigen. Fast alle Sonntage Mittage nach Tisch erschien er daselbst, zeigte und erklärte seinen Schülern, die sich einfanden, die Thiere, examinirte sie und machte auf die charakteristischen Merkmale derselben aufmerksam. So wurde die Zoologie in der Quarta, Tertia, Unter- und Obersekunda gelehrt; daß auch da bei nur einigem guten Willen die Schüler viel lernen konnten, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Am der schöne Frühling ins Land, so jubelten die Schüler der Tertia vor doppelter Freude. Denn sie fingen jetzt die Botanik an. Anfangs war der Unterricht in derselben etwas langweilig, da die ersten Stunden ausschließlich dazu verwandt wurden, um die Pflanzensysteme einzupauken. Eine große Tafel, auf der die gesammten

24 Klassen des Linné'schen Systemes abgebildet waren, machte jetzt viel zu schaffen. Doch dann begann das schöne Botanisiren. Dies wurde bei Leunis also gepflegt. Für jede Stunde mußten abwechselnd zwei Schüler drei verschiedene Pflanzen sammeln, und zwar von jeder Pflanze so viel Exemplare, als Schüler in der Klasse waren; ein Exemplar aber mußte vollständig mit Wurzeln oder Knollen gebracht werden. Leunis tritt zum Unterrichte ein, vertheilt die Pflanzen, so daß jeder Schüler ein Exemplar hat und stellt nun mit seinem vollständigen Exemplare in der Hand an einen die Frage¹⁾: „In welche Klasse gehört sie?“ „In die zweite Klasse.“ „Und warum?“ „Weil sie zwei Staubfäden hat.“ „No gut! Der Folgende. In welche Ordnung gehört sie?“ „In die erste.“ „Und warum?“ „Weil sie nur ein Pistill hat.“ „No gut; nun schlagen wir auf die zweite Klasse, erste Ordnung. Was steht da gleich zuerst links?“ „Bäume oder Sträucher?“ „Ist diese Pflanze ein Baum oder Strauch?“ „Nein.“ „Also schauen wir weiter herunter, was steht da?“ „Kräuter.“ „Nun dazu gehört unsere Pflanze. Also kann unsere Pflanze nicht Fraxinus, Ligustrum, Syringa, Rhoehospora, Cladium, Heleocharis und Scirpus sein. Und warum nicht?“ „Weil unsere Pflanze zu den Kräutern gehört.“ „No gut. Der Folgende. Was steht bei den Kräutern gleich hinter der ersten Klammer?“ „Blattlose, beblätterte Pflanzen.“ „No gut. Hat denn unsere Pflanze Blätter oder nicht?“ „Ja sie hat Blätter.“ „Also jetzt haben wir Blumenkrone einblättrig, Blumenkrone mehrblättrig, was hat unsere Pflanze?“ „Eine einblättrige Blumenkrone.“ „Jetzt heißt es Blumenkrone

1) Die Fragen und Redewendungen von Leunis sind wörtlich so, wie sie bei ihm durch seine fast 50jährige Praxis im naturhistorischen Unterrichte gewissermaßen stereotyp waren. Zu Grunde gelegt ist hier die Synopsis. Das „No gut“ eine Redensart, bei welcher Leunis das „No“ ganz kurz vorschlug und das „Gut“ stark accentuirte, ist bei allen seinen Schülern im gegenseitigen Verkehr gang und gebe geworden. Auch machte Leunis bei Aussprache des „No gut“ eine eigene Gesichtsmiene, welche seine Schüler ebenfalls ihm nachmachten.

gespornt, Blumenkrone ohne Sporn, was hat unsere Blumenkrone?" „Sie hat keinen Sporn.“ „Jetzt haben wir Fruchtknoten oberständig, Fruchtknoten unterständig; wie ist unser Fruchtknoten?" „Oberständig.“ „Jetzt heißt es eine Kapfel im Kelche, und 2 bis 4 Früchte im Kelche. Was ist hier? Nun jetzt nehmen wir das Federmesser und schneiden den Blumenkelch senkrecht durch, dann sehen wir es.“ „Der Kelch hat eine Kapfel.“ „No gut. Der Folgende. Welche beiden Blumen könnten es also nur noch sein?" „Gratiola und Veronica.“ „Welche ist es?" „Veronica.“ „Und warum?" „Weil die Blumenkrone radförmig ist.“ „No gut. Der Folgende. Warum ist es kein Ligustrum?" „Weil Ligustrum ein Strauch ist.“ „No gut. Der Folgende. Warum kein Fraxinus?" „Aus eben demselben Grunde.“ „No gut. Warum keine Syringa?" „Aus eben demselben Grunde.“ „No gut. Der Folgende. Warum keine Utricularia?" „Weil der Kelch ohne Sporn ist.“ „No gut. Der Folgende. Warum keine Pinguicula?" „Aus eben demselben Grunde.“ „No gut. Der Folgende. Warum keine Lycopus?" „Weil eine Kapfel im Kelche ist, Lycopus aber 2 bis 4 Früchte hat.“ „No gut. Der Folgende. Warum ist es keine Lemna?" „Weil sie Blätter hat, Lemna aber blattlos ist, 2c.“ „Also kann unsere Pflanze nur Veronica sein. Jetzt schlagen wir auf Paragraph 537. Nun lies mal.“ Nun wurde die betreffende Beschreibung gelesen, und, da es bekanntlich mehrere Arten von Veronica giebt, in derselben Weise, wie eben angegeben ist, die Art genau bestimmt, so daß sich schließlich die Pflanze als *Veronica officinalis* darstellte. Diese Methode hielt Leunis beim Bestimmen einer jeden Pflanze inne. Alsdann schrieb er sich dieselbe in sein Notizbuch und nun durfte sie ihm in den höheren Gymnasialklassen niemals wieder gebracht werden. War es nothwendig, so gab er jetzt auch Anweisung, wie man die Pflanze ins Herbarium legen muß, um an ihr das charakteristische Merkmal sofort beim ersten Blicke zu sehen. Jede Stunde wurden nur drei Pflanzen, selten noch eine vierte bestimmt. Die fleißigeren Schüler botanisirten aber auch noch für sich und legten

sich eigene Herbarien an. Blieb noch Zeit nach Bestimmung der 3 Pflanzen, so benutzte sie Leunis zum Nachfragen über bereits früher bestimmte oder auch oft damit, daß er Gartenzierpflanzen und ausländische Blumen, welche er im Professorengarten zog, mitbrachte und bestimmen ließ. Ferner nahm er in dieser Zeit alle Pflanzen durch, welche auf dem Schulhofs (Syntaxistenhofs) und dem Domhofs standen, damit seine Schüler doch wüßten, „was ihnen vor der Nase stände.“ Auch brachte er allerlei Tincturen und Essenzen mit, zeigte sie, sagte, aus welchen Pflanzen und auf welche Art sie gewonnen würden, und ließ dann alle anlecken. Das war immer ein heiterer Anblick, wenn Leunis mit einer ägenden Flüssigkeit auf dem Katheder stand und alle Schüler mit hervorgestreckter Zunge vor ihm. Jetzt begann das Spiel. Leunis nahm den Glasstöpfel, tauchte ihn ein und tupfte mit demselben auf die einzelnen schon bereit gehaltenen Zungen der Reihe nach. Eine kindliche Freude hatte hierbei der alte Mann, wenn die Schüler gleich nach dem Austupfen mit Blitzesschnelle die Zunge einzogen, ein saures Gesicht schnitten und „Au“ riefen. — Im Jahre 1868 inspicierte der Schulrath Dr. St. das Gymnasium und nahm auch an dem botanischen Unterrichte Theil. Leunis gab dem Herrn Schulrath Schulnaturgeschichte und Pflanze und ließ dann bestimmen. Als alles so schlagfertig auf einander ging, keine Antwort ausblieb, konnte der Herr Schulrath bald im Buche nicht mehr folgen und schaute mit Bewunderung unter die Schüler. Am Ende des Unterrichtes sprach er sich sehr lobend über Leunis' Methode gleich vor den Schülern aus. Einige Zeit früher nahm ein anderer Schulrath ebenfalls am botanischen Unterrichte Theil. Leunis hatte ein *Papaver somniferum* (Synopsis. II. S. 446. Seite 684) mitgebracht, sprach über Opium und seine Bereitung und schnitt alsdann in den Kopf des *Papaver*, daß der weiße Saft, aus dem bekanntlich das Opium bereitet wird, hervorquoll. Hierauf ließ er den Herrn Schulrath und auch sämtliche Schüler anlecken. Dann nahm er, um die Verschiedenheit des Geschmacks zu zeigen, Opiumtinktur und ließ ebenfalls anlecken. Dieses

Manöver freute alle: Schulrath, Professor und Schüler. So docirte Leunis auf höchst praktische und anziehende Weise die Botanik, kleine Anekdoten oder Abenteuer, auf botanischen Excursionen erlebt und recht anziehend erzählt, würzten den Unterricht und gestalteten denselben zu einer höchst angenehmen Schulstunde.

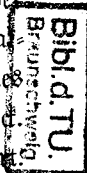
Treten wir jetzt auch mit Leunis in die Unterprima ein, für welche die Mineralogie auf dem Stundenplane steht. Leunis trägt einen großen Kasten voll Mineralien. Dienstfertige Schüler springen herbei, nehmen ihm denselben ab, öffnen ihn, packen aus und stellen alles der Ordnung gemäß auf die erste Schulbank. Andere sind unterdeß hingeeilt und streiten sich um die Ehre, den Stuhl vom Ratheder tragen zu dürfen. Ein Umschauen von Leunis und ein einfaches „No“ bringt indeß alles in Ordnung. Der Stuhl steht vor der ersten Bank und Leunis nimmt Platz. Nach einigen Vorerinnerungen zeigt er dann seinen Schülern an einem Mineral, wie man ein solches auf einfache Weise bestimmt. „Es giebt vier Klassen von Mineralien: Salze, Kreide, Granite und Quarze. Um nun zu bestimmen, zu welcher Klasse ein Mineral gehört, was thut man da zuerst? Antwort: Man leckt daran. Und warum? Weil man die Zunge immer bei sich hat. Wenn man nun anleckt, so schmeckt das Mineral oder es schmeckt nicht; schmeckt es, so ist es Salz; schmeckt es nicht, so ist es kein Salz, kann also nur zu den Kreiden, Graniten oder Quarzen gehören. Nun leckt einmal an.“ Jetzt giebt Leunis das Mineral einem Schüler, der anleckt und es dann an alle anderen Schüler zu demselben Zwecke verabsolgen läßt. Haben alle angeleckt, so fragt Leunis: „Schmeckt es?“ und ein einstimmiges „Nein“ schallt ihm entgegen. „No gut, also kann es kein Salz sein. Was thue ich jetzt weiter? Ich nehme einen anderen Stein und pinke ¹⁾. Und warum? Weil ich einen Stein leicht überall finde. Giebt's Feuer, so ist's Quarz; giebt's kein Feuer, so kann es nur Kalk oder Granit sein. Nun thut es einmal.“ Jetzt giebt Leunis

¹⁾ Dieser Ausdruck, gleich bedeutend mit schlagen, war bei Leunis stereotyp.

sein Mineral einem Schüler, der mit einem anderen Steine pünkt. Alle Schüler sehen jetzt, daß es kein Feuer giebt und nachdem noch einige gepünkt haben, ohne Feuer hervorzulocken, sagt Leunis: „Was kann es also nicht sein?“ „Kein Quarz,“ „No gut. Also kann es nur Kreide oder Granit sein. Jetzt nehme ich das Messer oder wenn ich keins habe, einen alten Nagel und rize. Ritzt es, so ist es Kalk, ritzt es nicht, so ist es Granit. Nun ritzt einmal.“ Jetzt nimmt wieder ein Schüler das Mineral und versucht mit seinem Messer eine Rize hineinzubringen, ebenso andere, aber ohne Erfolg. „Also was ist's?“ fragt Leunis und alle antworten: „Granit.“ „So kann man also ohne viele Hülfsmittel auf Excursionen bloß mit Hülfe seines Messers bestimmen, in welche Klasse ein Mineral gehört.“ Auf diese äußerst einfache, praktische und spannende Art brachte Leunis in der ersten Stunde mit Leichtigkeit allen Schülern die vier Klassen der Mineralien bei und prägte ihnen deren Unterscheidungsmerkmale genau und fest ein. Alsdann wurden Mineralien genau bestimmt; Leunis brachte anfangs leicht zu bestimmende, später aber solche, deren Bestimmung Schwierigkeit machte. Hierbei wurden auch Röthrohrversuche angestellt. Diese machte Leunis in dem Unterrichte vor, zeigte, wie man das Röthrohr und das Mineral, welches untersucht werden sollte, halten und wie man blasen müsse, um die Hitze der Flamme gleichmäßig zu erhalten und selbst nicht zu ermüden, dann ließ er das Experimentiren mit dem Röthrohr von den Schülern nachmachen. Darauf vertheilte er von dem untersuchten Minerale an die Schüler, damit sie die Röthrohrversuche im Hause wiederholen könnten. Im Sommer ließ Leunis die Schüler in sein Museum kommen, wo sie an seinem großen Marmortische Platz nahmen. Diese Gunst fiel aber weg, sobald die Schüler sich unnütz machten. Besonders waren es hier zwei Objecte, welche einen Stein des Anstoßes und Falles für sie bildeten, nämlich ein Hohlspiegel an der Museumsthür und ein ausgestopfter Seehund. Leunis wurde ganz aufgebracht, wenn jemand noch so „kinderhaft“ war, in den Hohlspiegel zu schauen

nach mehr aber gerieth er in Zorn, wenn ein muthwilliger Primaner den Seehund mitten in die Reihen der Schüler an den Tisch gestellt hatte. Dann fehlte wenig, daß er nicht alle, weil noch immer „Pöbelhafte“ darunter waren, aus dem Museum jagte. Nur die inständigsten Bitten und die Entrüstung, welche sich dann bei den guten Schülern zeigte, vermochten Leunis wieder zu besänftigen. Im Museum waren wir alle gern; es wurde bestimmt, erklärt, erzählt und angeleckt, geblasen, geschaut und gelacht, nur die Privatunterhaltung war bei Strafe des Ausschlusses aus der Versammlung verboten. Man konnte, wie überhaupt, hier viel bei Leunis lernen, wenn man nur aufmerkte. Mit Freude erinnere ich mich noch jetzt an die schönen Stunden im Museum.

Ein Vorzug aber, den Leunis' Unterricht in der Mineralogie hatte, muß hier noch besonders hervorgehoben werden. Leunis ließ nämlich jedes Mineral, welches er bestimmen und durchnehmen wollte, zuerst von jedem einzelnen Schüler beschauen und wenn nöthig in der oben angegebenen Weise untersuchen, dabei machte er auf das charakteristische Merkmal schon im Voraus aufmerksam, damit alle sich dies besonders anschauten. Alsdann wanderte das Mineral zu ihm zurück. Und erst jetzt, nachdem alle es gesehen, wurde über dasselbe docirt. Leunis hob diesen Vorzug seines Unterrichtes oft hervor. „Merkt nur recht auf, ihr bekommt den Unterricht in dieser Art wie bei mir nie wieder. Kommt einmal zur Universität, da hat der Professor den Stein in der Hand, hält darüber einen gelehrten Vortrag, von dem man wenig versteht, da man nichts gesehen hat, und gibt den Stein erst dann zur Ansicht unter die Zuhörer. Bis der Letzte denselben bekommt, ist der Herr Professor bereits bei einem dritten Minerale, so daß also der einzelne Student nichts mit dem Steine anfangen kann und durch das Beschauen desselben nur noch im Zuhören auf den Vortrag gehindert wird. Wer da nicht zu Hause sich die Mühe nimmt, selbst den Stein zu bestimmen, lernt gar nichts. Ich mache es euch leicht, wenn ihr nur aufmerkt, so muß euch das Studium zu Hause eine reine Spielerei sein. In der Naturgeschichte muß man



gesehen haben, ehe man studiren kann und dazu gebe ich euch Gelegenheit.“ Mit diesen Worten ungefähr äußerte sich Leunis über seine Unterrichtsweise.

Nicht leicht wird ein Gymnasium einen solchen Lehrer und einen solchen Unterricht in der Naturgeschichte haben, als das Josephinum sie über vierzig Jahre gehabt hat. Man kann fast sagen, daß Leunis mit seinen Kenntnissen und seinem Unterrichte für ein Gymnasium zu gut war. Die großen Erfolge, die ein solcher Mann mit seinen Schülern erzielen mußte, liegen doch über die Ziele eines Gymnasiums weit hinaus. Leunis hat darum auch nicht das Glück gehabt, unter den Tausenden, welche er während seiner dreiundvierzigjährigen Thätigkeit als Professor der Naturgeschichte zu seinen Füßen sitzen sah, nur einen einzigen zu finden, der später einen Namen als Naturforscher erhalten hat. Allerdings gab es in jeder Klasse des Josephinums gute Schüler in der Naturgeschichte, besonders gute Botaniker, aber über die geforderten Leistungen eines Gymnasiasten hat sich keiner empor geschwungen; keiner ist da, der auf dem von Leunis Erlernten weiter gebaut, das Studium der Naturgeschichte sich zur Lebensaufgabe gemacht und etwas Bedeutendes darin geleistet hätte. Es hat darum auch keiner seiner Schüler seine Werke fortsetzen können.

Ein innigeres Verhältniß zwischen Leunis und seinen Schülern hat nicht bestanden. Privatverkehr noch über die Schulzimmer hinaus hat er auch selbst mit den besseren Schülern nicht gehabt. Jedoch war er jedem zugänglich und wer ihn um Aufschluß bitten wollte, wurde von ihm allezeit auf das Freundlichste angehört und beschieden. Merkwürdig ist es jedenfalls auch, daß Leunis nur die wenigsten seiner Schüler bei Namen kannte; hunderte sind sechs Jahre seine Zuhörer gewesen, ohne daß er sie gekannt hat. Ob daher jemand fehlte oder ein Unberufener in der Klasse war, wußte er nicht.

Seine Schüler dagegen hingen mit ganzer Seele an ihrem alten Lehrer. Wohl keinen wird man unter seinen vielen Schülern finden, der hiervon eine Ausnahme macht. Auch selbst diejenigen, welche wenig oder gar kein Interesse für die Naturgeschichte hatten, freuten

sich doch immer auf seine Stunden. Die kleinen Anekdoten, Witze und Hiftörchen, von welchen Leunis einen großen Vorrath hatte, machten ihn bei Jedem beliebt.

Eine uralte Sitte will es, daß am Iosephinum jeder Lehrer seinen Beinamen bekommt, mit dem er unter den Schülern ausschließlich benannt wird. So trug auch Leunis seinen Ehrennamen. Ihn kannte jeder Iosephiner unter dem Namen Bullus oder Bullusch. Die Bedeutung und den Ursprung desselben weiß niemand mehr.

Leunis' Vortrag entsprach nicht in allem den Regeln der Rhetorik. So schweifte er vielfach, durch neugierige Fragen der Schüler angeregt, vom eigentlichen Thema ab. Dies traf sich namentlich bei der Erwähnung großer Naturforscher. Bei dieser Gelegenheit wurde Leunis nicht eher in Ruhe gelassen, bis er die Lebensverhältnisse derselben, die ihm meist bekannt waren, erzählte, obgleich solche vielleicht schon mehrere Male gehört waren. Lange Episoden von seinen Reisen kamen dazu, die meist so interessant waren, daß ein wahrhaft homerisches Gelächter den Erzähler belohnte. Auch gab es manche Anakoluthe; denn wenn ein Schüler ihn mitten in der Rede interpellirte, so hieß es oft: „Schon wieder gefragt? Immer vorlaut. Heute Mittag.“ Leunis kannte aber dann vielfach seinen Vorderatz nicht mehr und bildete darum einen ganz merkwürdigen Nachatz dazu.

Leunis neigte von Natur aus sehr zum Scherzen hin. Dies übte auch einen großen Einfluß auf seinen Unterricht aus. Kleine Anekdoten, recht drastische Erzählungen von seinen Reisen oder aus dem Leben bedeutender Naturforscher, Witze und Schnurren verliehen, wie bereits bemerkt, dem Unterrichte noch höheres Interesse und weckten beständig die Aufmerksamkeit der Schüler. Sogar bei seinen Strafen fehlte, wie im folgenden Abschnitte dargelegt wird, das drollige und scherzhafte Moment nicht. Leunis sah es dann gerne, wenn die Schüler durch herzhafte Lachen ihr Wohlgefallen bekundeten, nur durfte es nicht ins „Pöbelhafte“ ausarten. Eine kleine scherzhafte Episode, wie sie häufig in seinem Unterrichte vorkamen, mag zur Illustrirung des Gesagten hier Platz finden. Leunis hatte

bekanntlich falsche Zähne. Seine Schüler wußten ihn immer so lange mit Bitten zu bestürmen, bis er endlich zur allgemeinen Freude seine Zähne aus dem Munde nahm und zeigte. Bei dieser Gelegenheit sprach er dann auch über die Vorzüge, welche ein falsches Gebiß vor den natürlichen Zähnen voraus habe. „Erstens,“ so sagte er, „hat man keine Zahnschmerzen mehr, wenn man falsche Zähne hat, und zweitens kann man alsdann auch seine Zähne viel besser putzen, indem man sie dabei aus dem Munde nehmen kann.“ Allgemeine Heiterkeit zeigte sich bei dieser Erörterung im ganzen Schulzimmer, welche aber bald noch größere Ausdehnung erreichen sollte. Leunis erklärte nämlich, daß ohne Zähne ihn niemand verstehen würde. Sofort mußte er hierfür den Beweis liefern; er nahm seine Zähne aus dem Munde und sprach; aber niemand verstand ihn. Alle lachten hell auf und Leunis freute sich mit.

Manche andere Eigenthümlichkeit hatte Leunis noch bei seinem Vortrag. So pflegte er alles mit den entsprechenden Gesten und Actionen anschaulicher zu machen, was oftmals so sehr die Lachmuskeln eines Schülers reizte, daß er wegen „Kinderei“ eine schlechte Note oder sogar eine Stunde Klassenarrest erhielt. Ferner wischte sich Leunis nach mehreren Sätzen, gleichsam zur Bestätigung, mit dem linken Zeigefinger in Hufeisenform über die Nase, ein Manöver, welches Neulinge gewaltig zum Lachen stachelte, für alte Schüler aber etwas ganz Bekanntes war.

Das Geld zählte Leunis in seinem Vortrage bei kleineren Summen nur nach Mattiern, bei größeren nur nach Gulden; Thaler und Groschen, wie sie damals bestanden, gebrauchte er nie. Die Dicke und Größe der Bücher maß er immer nach seiner Naturgeschichte, die Längen, wenn sie ganz klein waren, nach seinem kleinen Finger, größere nach seiner Bleifeder; die kleinen Entfernungen nach der Tiefe des Schulzimmers oder Schulhofes, größere nach der Entfernung seines Sitzes auf dem Ratheder bis zur Rathause, die Höhen endlich nach der Höhe des Ofens, Schulzimmers oder des Jakobithurmes.

Als letzte Eigenthümlichkeit mag noch aufgeführt werden, daß Leunis seine Erzählungen und Expositionen immer in stereotyper, drolliger Weise schloß. Die bekanntesten Schlüsse waren: „Das war es eben.“ „Da war die Geschichte vorbei.“ Vergaß Leunis dies zu sagen, so ergänzte ihn zuweilen ein Schüler dahin und erhielt sein „Heute Mittag“ dafür.

7. Leunis' Strafmethode.

In den Strafen, welche Leunis verhängte, lag so viel Originelles, daß man ihn nur halb schildern würde, wenn man dieselben überginge. Deswegen sollen auch diese hier vorgeführt werden.

Leunis strafte seine Schüler, wenn sie „Kindereien“ machten, „vorlaut“ oder „pöbelhaft“ waren und beständig der Faulheit huldigten. Seine Strafmittel bestanden in einfachem Anrufen, schlechten Noten, Klassenarrest, Hinausjagen vor die Thüre, Einschreiben ins Klassenbuch, Prügeln und in Ausnahmefällen in einigen anderen allerdings absonderlichen, aber „angemessenen“ Leistungen.

Unter „Kinderei“ verstand Leunis: Lachen, Spielen, Umschauen, das Sehen aus dem Fenster, Umherschaukeln u. dgl. m. Für Kindereien brachte er nur die ersteren Strafmittel in Anwendung; Einschreiben ins Klassenbuch und Prügel waren für die andern Sünden aufbewahrt. Das Lachen war bei Leunis nur erlaubt, wenn er eine Anekdote erzählt oder einen Witz gemacht hatte, sonst war es immer Kinderei. Sah er zufällig jemand lachen, so sagte er: „No, treibt er schon wieder Kindereien?“ Hiermit nahm er aber auch meist seinen Bleistift und machte einen Strich, eine schlechte Note, in sein Notizbuch. Böse Zungen wollen nun dem alten verdienten Leunis nachsagen, er habe in solchen Fällen öfters die schlechten Noten hinter den falschen Namen gemacht. Allerdings ist dieser Verdacht nicht unbegründet, denn Leunis kannte, wie schon hervorgehoben ist, nur wenige Schüler. In den oberen Klassen benutzten daher auch wohl die Schüler solche Gelegenheiten, um einem Commilitonen einen Schabernack zu reißen.

Sobald nämlich Leunis sagte: „No ja, treibt er schon wieder Kindereien?“ rief ein Theil: „Herr X., schämen Sie sich nicht, in solchem Alter noch so kindisch zu sein,“ worauf Leunis ganz ruhig erwiderte: „No ich weiß schon.“ Aber nicht X. sondern J. hatte Kindereien gemacht, und so mußte ersterer, falls er nicht ganz sonnenklar seine Unschuld zu beweisen im Stande war, unschuldig die Strafen nehmen, die für Kindereien kamen. Oftmals rief Leunis auch solche, welche Kindereien machten, auf: „Nun wollen wir mal sehen, was er gelernt hat.“ Jetzt wurde der Delinquent in ein reines Kreuzfeuer von Fragen gestellt; er blieb bald Antwort schuldig und dann hieß es: „Heute Mittag.“ Also eine Stunde von zwölf bis ein Uhr Schularrest. Bei öftern Kindereien kam Schularrest von selbst; ein einfaches Umschauen brachte alsdann schon eine einsame Stunde. Die übrigen Strafen, welche es für Kinderei gab, waren oftmals ganz originell. Als wir noch auf den Schulbänken der Tertia saßen, sah ein Schüler in der Nachmittagsstunde aus dem Fenster; dafür nahm ihn Leunis mit auf sein Zimmer und ließ ihn bis zum Beginn des Silentiums, also eine volle halbe Stunde, aus dem Fenster schauen. Die Aussicht war gerade nicht schön, nämlich ins allbekannte Hückethal. Ein anderer machte einmal Kindereien; er spielte mit kleinen Affen, welche aus Papier ausgeschnitten waren. Leunis dictirte ihm als Strafe zu, eine Stunde nach dem Unterrichte Affen zu schneiden. Und wirklich, der Delinquent mußte mit auf Leunis' Zimmer, erhielt daselbst Scheere und Papier, um auf das Schulzimmer zurückgekehrt Affen nach Herzenslust schneiden zu können. Um ein Uhr sollte er die Producte seiner Kunstthätigkeit zeigen. Ein College, welcher es sich beikommen ließ, über diese Strafe zu lachen, mußte ebenfalls Affen schneiden. Eine gewöhnliche Strafe für Lachen war auch das Hinausjagen. So erzählte Leunis einmal von der Wüste Sahara und ihren gewaltigen Stürmen. Er sagte aber beständig: „Die Wüste Sara.“ Ein Schüler, der hierbei sofort an Abrahams alte Sara zu denken schien, lachte beständig, bis es Leunis bemerkte und ihn vor die Thür jagte. Da mußte der arme Bursche stehen,

bis zum Schluß des Unterrichtes, wo Leunis ihn hereinrufen ließ und ihm als weitere Strafe dictirte, alles aufzuschreiben, was während der Stunde genommen sei. Leider hatte der Condemnirte nichts davon gehört; aber aufgeschrieben hat er doch alles. So und auf ähnliche drollige Weise pflegte Leunis die Kindereien zu ahnden. Aber die Strafen waren nicht angemessen, dieselben abzustellen, sondern dienten im Gegentheil nur dazu, dieselben zu erhalten und zu vermehren.

Schlimmer strafte Leunis schon die „Vorlautheit.“ Da konnte er oft recht böse sein. Es war nämlich gestattet, Leunis zu interpelliren; ein jeder Schüler durfte fragen, wenn ihm etwas unklar war. Diese gewiß in manchen Beziehungen gute Lizenz wurde aber oft mißbraucht. Es wurden nämlich unnötig Fragen gestellt, die nur dahin zielten, Anekdoten aus Leunis herauszulocken. Das war „vorlaut.“ Im gelindesten Falle fertigte er solche unnötige Fragen mit den Worten: „Schon wieder gefragt?“ und einer Notiz in seinem Buche ab. Weiterhin war es vorlaut, wenn ein Schüler mitredete und zu Leunis' Worten seine Bemerkungen machte. Dieses wurde aber schon schlimmer geahndet. Klassenarrest oder Abschreiben bildete das gelindeste Strafmaß, welches sich ausdehnte bis zum Einschreiben ins Klassenbuch und bis zum Durchprügeln. Außerdem hatte Leunis noch verschiedene Strafen für solche Delicte. So redete er einmal in der Untersekunda von dem Nutzen einer Pflanze und führte auch an, daß sie gegen Blähungen helfe. „Wenn man,“ so sagte er, „Mittags blähende Speisen gegessen hat“, „z. B. Bittbohnen“ fiel ihm J. jetzt in die Rede. „No J.“, sagte Leunis, „nun kann er nachher einmal mitgehen, dann gebe ich ihm ein Buch, aus dem soll er mir alle blähende Speisen abschreiben.“ Leunis war ein Mann von Wort. J. mußte mit und schrieb eine Stunde lang die blähenden Speisen ab. Ähnlich ging es in derselben Klasse einem anderen vorlauten Schüler. Leunis docirte über Leitmuscheln und hob hervor, wie ihre Kenntniß uns auch auf die Steinkohlen führe. „Der Naturforscher kann nicht sagen, wo Steinkohlen stehen, sondern nur, wo keine stehen. Bei den Zwerglöchern ist alles schwarz, schwarzer

Stinkstiefel und darum meinte ein Magistratsrath, da ständen Steinkohlen.“ „N....,“ unterbrach ihn jetzt ein Schüler. Aber Leunis wurde zornig; „N....,“ so rief er, „ist ein kluger Mann, der wohl weiß, wo Steinkohlen stehen. Nach der Schule bleibst du da und schreibst alles auf, was du über N.... weißt.“ Zwei Stunden lang hat der vorlaute Schüler denn auch über N.... geschrieben und als jetzt Leunis kam und die Nachrichten mangelhaft fand, mußte er seine Arbeit noch eine Stunde lang weiter fortsetzen.

Leunis ertrug vorlaute Bemerkungen oftmals nicht bloß mit väterlicher, sondern sogar großväterlicher Geduld, oftmals aber, wenn er dieselben schon eine zeitlang angehört hatte, konnte auch ein ganz harmloser Kamerad mit einem einzigen Wörtlein die schlimmsten Strafen und Unannehmlichkeiten sich zuziehen. Namentlich als seit der Annexion das sogenannte Klassenbuch eingeführt war, war es gerade nicht mehr rathsam, bei Leunis vorlaut zu sein. Mehrere Schüler haben das erfahren. So brachte einmal einem recht wackeren Schüler der Obersekunda ein einziges Wort, welches er dazwischen warf, folgende Note ins Klassenbuch und nachher in die Censur: „P. verdient wegen seines vorlauten und obstinaten Wesens großen Tadel.“

Nur einer, ein echtes Hildesheimer Bürgerkind, besaß während der ganzen Jahre in den oberen Klassen das Privilegium, Kindereien machen und vorlaut sein zu dürfen. Anfangs wollte allerdings Leunis auch ihn wegen seines beständigen, natürlich absichtlichen Lachens in gewohnter Weise strafen. Aber der Schüler wandte ein, er sei nun einmal „von Natur lächerlich“ und könne daher nichts dazu, wenn er immer lache. Das leuchtete Leunis als Naturforscher ein; hatte die Natur diesen Menschen einmal lachlustig geschaffen, nun was konnte er dann dazu, wenn er lachte? Also der Sekundaner durfte von nun ab lachen. Einmal wäre ihm indeß sein Privilegium bald streitig gemacht. Er wollte nämlich etwas schlafen und bat seinen Nachbar, ihn anzustoßen, wenn Leunis einen Witz mache, damit er lachen könne. Aber sein Nachbar stieß ihn zu

früh an, als Leunis noch mitten im ernstesten Vortrage war; der Angestoßene glaubte, es sei rechte Zeit und lachte aus vollen Kräften. Dies hätte Leunis aber bald in die Kategorie des „Pöbelhaften“ gezählt und wollte darum den Störenfried aus der Klasse jagen. Doch dieser fing an jämmerlich zu weinen und flehte unter der größten Fluth von Profodilthränen um Vergebung; er könne ja nichts dazu, wenn er lache; er müsse lachen. „No für diesmal“ sagte Leunis, wie immer, wenn er Strafe nachließ und „damit war die Geschichte vorbei.“

„Pöbelhaft“ endlich war alles, was nicht mehr als bloße Kinderei betrachtet werden konnte, sondern vielmehr nach Leunis' Auffassung schon den Charakter des Boshaften an sich trug. Dahin gehörte zunächst: Stampfen mit den Füßen, allzu lautes Schreien beim Lachen und lautes Schwätzen. Im Museum war es außerdem noch pöbelhaft, wenn jemand den Seehund mit an den Tisch setzte oder hinter den Schränken umherlief. Außerdem gab es noch viele extraordinäre Pöbeleien und bei Schülern, die Leunis einmal auf dem „Korne“ hatte, war bald alles ordnungswidrige, wenn auch unab sichtliche, Handeln und Betragen pöbelhaft. Oft interpretirte er eine Kinderei als Pöbelei auch sogar bei braven Schülern, zumal wenn er schon etwas von anderen geneckt war. So mußte oft Einer die Schulden Aller tragen. Bei Pöbeleien war Leunis gerade nicht gelinde; war die gesammte Klasse oder doch ein Theil pöbelhaft, so daß er also kein pöbelhaftes Individuum hatte, so begnügte er sich wohl mit den Worten: „Es sind immer noch einige Pöbelhafte da; viele gehören hier gar nicht her, sondern hinter den Pflug.“ Oder es geschah auch in solchen Fällen, daß er sein Notizbuch nahm, den ersten besten aufrief und mit der größten Strenge examimirte. Genügte jemand hierbei nicht den gestellten Anforderungen, so erhielt er eine schlechte Note, hatte er aber schon deren mehrere, so gab es Klassenarrest, und hatte er auch schon solchen verbüßt, so gab es Prügel. So rächte Leunis die Pöbeleien indirect oft auf sehr empfindliche Weise. Oft nahm er auch einen beliebigen aus der

Menge der Pöbelhaften und prügelte ihn für alle. Wenn der Betreffende alsdann sagte: „Ich habe ja gar nichts gethan,“ erwiderte ihm Leunis einfach: „Nun, dann ist es für ein andermal“ und vollzog ohne Nachsicht das einmal gesprochene Urtheil. So mußte ebenfalls wieder mancher unschuldig leiden, und dazu erntete er nachher noch den Spott und das Gelächter seiner Mitschüler. Er tappte Leunis einen Einzelnen bei einer Pöbelei, so war die mindeste Strafe Hinausknieen und Klassenarrest in den unteren, Abschreiben in den oberen Klassen. Alsdann kam Einschreiben ins Klassenbuch, wofür in den unteren Klassen meist Prügelstrafe auf der Tagesordnung stand. Auch pflegte Leunis pöbelhafte Streiche dem Klassenlehrer mitzutheilen und dann kam der arme muthwillige Schüler oft in doppelte Strafen, zumal wenn der Klassenlehrer ihm nicht „grün“ war. Leunis hatte ferner gewisse stereotype Redensarten, deren Wiedergabe im Unterrichte durch Schüler immer als Pöbelei galt. Dahin gehörte, wenn jemand gleichsam zur Bestätigung nach einem Exposé „No ja“ dazwischen rief oder dasselbe beschließend dazu sagte: „Das war es eben.“ Besonders neigte Leunis dazu hin, in allem Pöbeleien zu erblicken, wenn er Naturalien, Abbildungen oder Instrumente zeigte. Wenn hierbei alle um ihn am Katheder standen, kam es wohl vor, daß ein Schüler den andern in's Bein zwickte, oder am Rock zupfte; sah Leunis dies, so wetterte er oft furchtbar, jagte den Delinquenten hinaus und schrieb diese Pöbelei sogar ins Klassenbuch ein. So sollte einmal ein Sohn aus vornehmer Familie, ein fleißiger und gesitteter Schüler, welcher der Liebling seines Klassenlehrers war, übel anlaufen. Leunis zeigte Loupen und ließ dieselben von den Schülern probiren; unser betreffende Schüler zupfte seinen Vordermann am Rockzipfel und erhielt dafür eine lange Bemerkung ins Klassenbuch, deren Schluß lautete: „Traurige Erfahrungen bei einem sonst braven Schüler!“ Um solche oft gerade nicht genügend motivirte Bemerkungen im Klassenbuch zu hindern, legten die Schüler dasselbe nicht mehr auf, und der Custos desselben gab auf Leunis' Anfragen vor, den Schlüssel zum Schranke vergessen zu haben.

Aber Leunis verlangte, daß ihm das Klassenbuch nachher auf sein Zimmer gebracht werde. Möchte nun auch der als pöbelhaft Bezeichnete nach dem Unterrichte zu Leunis gehen und ihn um Vergebung bitten, so gut er konnte; alles half nichts, Leunis erwiderte ganz gleichgültig: „Wozu ist denn das Buch da, wenn nichts hinein geschrieben werden soll.“

Die Faulheit endlich bestrafte Leunis mit Abschreiben und Klassenarrest, im Wiederholungsfalle mit Prügel. Half auch dieses nichts, so war sein Wort: „Was soll ich nun mit Dir anfangen? Du hast müssen abschreiben und sitzenbleiben und hast Prügel bekommen; ich weiß jetzt nicht, was ich noch thun soll. Wenns nicht bald besser wird, dann mußt du ganz von der Schule gejagt werden.“ Da die Faulen aber gerne aus dem Buche ablasen, so kamen Faulheitsstrafen gewöhnlich nur beim Fragen an der Karte vor.

Die Schüler zu prügeln war ein Privilegium, dessen Leunis sich, wie früher erwähnt, nur ganz allein erfreute. Es gereichte aber niemand zur Schande, von ihm körperlich gezüchtigt zu sein; im Gegentheil rechneten sich manche Quartaner dies zum Ruhme an. Die Prügel spendete Leunis ziemlich freigiebig. Einen Ochsenfiesel oder eine Gummipeitsche führte er hauptsächlich für vier Verbrechen beständig bei sich, als für Pöbeleien, Bohren, perpetuirliche Faulheit und Auspringen.

Ueber erstere ist bereits gehandelt. „Bohren“ ist ein Terminus auf dem Josephinum für Abschreiben aus dem Buche bei einer Composition. Dies Geschäft stand bei Leunis in ziemlicher Blüte; denn viele betrieben das Studium der Naturgeschichte nicht gründlich und darum suchten sie nothgezwungen bei Compositionen auf andere Weise ihr Blatt zu füllen. Gegen Abschreiben von den Nachbarn hatte Leunis die geeignetsten Mittel angewandt; er numerirte alle Schüler, so daß er wissen konnte, wer zusammengeessen hatte.¹⁾ Aber

¹⁾ Leunis kannte, wie schon bemerkt ist, seine Schüler nicht und mußte darum auch nicht, wie dieselben saßen. Es wurden bei ihm, namentlich bei Compositionen, beständig die Plätze gewechselt.

die Gymnasiasten waren diesmal schlauer als ihr Herr Professor; sie tauschten nach getroffener Verabredung die Nummern, so daß der, welcher Nr. 2 hatte, 14 und der, welcher Nr. 14 hatte, 2 auf sein Blatt schrieb. Alle Schüler hatten indeß nicht den Muth, solche Schmuggeleien zu betreiben, und so behielt Leunis' Maßregel immer noch praktischen Werth. Das Abschreiben aus dem Buche war äußerst schwer und darum nicht jedermanns Sache. Leunis stand nämlich bei einer Composition mitten in der Klasse, hatte Notizbuch und Bleifeder in der Hand, die Gummipeitsche auf dem Arme hängen und schaute mit wahren Argusaugen in der Klasse umher. Sogenannte „Bohrzettel“, d. h. Zettel, auf welche man sich Notizen gemacht hatte, die man glaubte verwenden zu können, nützten oft nichts. Es war daher immer zugleich eine Kunst, bei Leunis zu bohren und dennoch geschah es in jedem Falle. Von den „Bohrern“ wanderte dann das durch Abschreiben Gewonnene unter die anderen Schüler. Jedoch traf es sich auch fast bei jeder Composition, daß jemand beim Bohren in flagranti ertappt wurde. An ihm wurde natürlich die Güte der Gummipeitsche sofort versucht. Ein langer Artikel über seine Bohrversuche in Klassenbuch und Censur folgten alsdann noch nach.

Faulheit wurde dann von Leunis als perpetuirlich betrachtet, wenn ein Schüler zum dritten Male nach einander nichts wußte. Da hieß es: „Komm mal heraus!“ „Ach, lieber Herr Professor, ich will ja jetzt auch fleißig sein.“ „Nun, wird's bald,“ rief Leunis dem Säumnenden zu. Dieser ging aus der Bank, kniete sich hin und empfing so in andächtigster Stellung seinen verdienten Lohn. Folgte der Gefraßte der natürlichen Neigung seines Herzens, so weinte er; wollte er Leunis ärgern, so verzog er keine Miene; wollte er indeß Leunis sowohl wie auch den Commilitonen eine Freude machen, so schrieb er aus Leibeskräften. Letzteres geschah deshalb am meisten. Erfolgte eine solche Procedur während einer Composition, so war sie natürlich die allerbeste Gelegenheit zum Bohren.

Endlich gab's Prügel für Fortlaufen aus dem Klassenarrest. Das kam auch vor. Einmal war in der Tertia ein kleiner ge-

schmeidiger Stadtknabe, der bei der Mutter das Stillsitzen nicht gelernt und darum wegen Kinderci, und weil er sich vertheidigte, auch wegen Borlautheit oftmals das Schulzimmer hüten mußte. Das gefiel ihm zuletzt gar nicht mehr, und als er im Sommer kurz vor dem Schützenfeste einmal wieder eingesperrt war, ellipsirte er durchs Fenster aus dem zweiten Stocke auf den Syntaxisenhof und von diesem auf die Straße. Leunis prügelte ihn in der folgenden Stunde dafür ganz vortrefflich und dictirte ihm zu, am nächsten Montag Morgen, wo des Schützenfestes wegen die Schulen geschlossen waren, auf seinem Zimmer zu „brummen.“ Am Montag Morgen stellte sich auch der Tertianer ein, um auf Leunis' Zimmer seinen Arrest abzusitzen. Der Hildesheimer Schützenmarsch, die allbekannte, von der Querpfeife geblasene Melodie: „Freut euch des Lebens“ tönnten an sein Ohr und machten ihm seinen Arrest sehr unlieb. Leunis indeß kümmerte sich wenig um das Schützenfest, er studirte, als wenn draußen nichts vorging. Auf einmal wurde dem Tertianer unwohl, es erfolgte eine Eruption und Leunis' Zimmer war beschmutzt. Jetzt glaubte der Arrestant, die Stunde der Erlösung habe geschlagen, doch mit Unrecht. Denn Leunis nahm sofort seine Loupe, untersuchte den Auswurf und fand bald, daß ein Brechmittel denselben bewirkt hatte. Jetzt griff er abermals nach seiner Gummipeitsche, gab dem Tertianer die Bezahlung für sein Brechmittel und behielt ihn alsdann bis zum Mittag bei sich. „Da war die Geschichte vorbei.“

Leunis war also durchaus nicht nachsichtig im Unterrichte; über die Menge seiner Strafen wird gewiß auch der strengste Lehrer kein tadelndes Wort finden. Fast könnte man sagen, daß er zuviel gestraft habe, und daß namentlich die Prügel nicht mehr am Plage waren. Doch dem sei, wie ihm wolle; Thatsache ist, daß das Originelle und Komische, welches sich bei Leunis' Strafen fand, ihnen ihren vindicativen Charakter fast ganz nahm und sie in den Augen der Schüler beinahe zu Ergötzungen und Unterhaltungen gestaltete. Die Stunde war gewöhnlich viel interessanter für alle, wenn Leunis schlechte Noten schrieb, Klassenarrest ertheilte und mehrere

durchprügelte. Somit waren seine Strafen ziemlich nutz- und wirkungslos.

Einen großen Vorzug, den Leunis als Lehrer besaß, und den er namentlich bei seinen Strafen zeigte, war seine Unparteilichkeit. Bei ihm galt kein Ansehen der Person; wer auf beschriebene Weise gefrevelt hatte, wurde entsprechend gestraft, er mochte sein, wer er wollte. Ob Freiherr oder Proletarier, ob adelig oder bürgerlich, war in Leunis' Augen gleich; er prügelte alle in gleicher Weise, wenn sie etwas verbrochen, was nach seinem Systeme dieses verwirkt hatte. Selbst Kenntnisse und Leistungen gaben keinen Ausschlag; soeben konnte jemand zum Ersten in der Naturgeschichte bei der Composition proclamirt sein und gleich darauf züchtigte ihn Leunis mit seiner Gummipeitsche, weil jener übermüthig geworden, sich pöbelhaft benommen hatte. Daß Leunis der unparteiischste Lehrer im ganzen Lehrercollegium am Josephinum war, wird gewiß niemand, der auf diesem seine Studien gemacht hat, in Abrede stellen.

8. Leunis' Unterricht in der Geographie und Geschichte.

Außer der Naturgeschichte docirte Leunis noch Geographie und Geschichte. Der geographische Unterricht, den er wöchentlich zweimal in der Untersekunda ertheilte, war wie jener in der Naturgeschichte sehr gut. Denn Leunis hatte, da Naturgeschichte und Geographie sich in manchen Punkten eng berühren, auch ausgedehnte und gediegene geographische Kenntnisse, war weit gereist und kannte die europäischen Länder, über welche er zu unterrichten hatte, nicht bloß aus dem Buche, sondern auch aus nächster Anschauung. Namentlich die großen Städte waren von ihm besucht. Die Schilderungen über Berlin, Leipzig, Hamburg, Dresden, Wien, Mailand, Venedig &c. waren interessant. Ackerbau, Viehzucht, klimatische Verhältnisse, Vegetation &c. der einzelnen Länder waren ihm ebenfalls durch seine naturhistorischen Studien und Reisen genau bekannt. Auf die Einwohnerzahl in

Städten legte Leunis kein so großes Gewicht, wie dies oft geschieht; wenn nur die Zahl ungefähr angegeben wurde, so war er schon zufrieden. Auf einige Hunderte bei kleinen Städten und einige Tausende bei größeren mehr oder weniger kam es nicht an. Wenn er z. B. nach der Einwohnerzahl Münchens fragte, so war es einerlei, ob man 180,000 oder 190,000 angab. Leunis sagte nämlich ganz richtig: „Wenn wir die geographischen Lehrbücher bekommen, ist die Einwohnerzahl, die vor dem Drucke aufgeschrieben ist, gar nicht mehr richtig und in zehn Jahren erst recht nicht; wozu soll ich euch also mit der genauen Einprägung der Angabe des Buches plagen. Wenn z. B. Berlin gestern Abend 900,000 Einwohner hatte, diese Nacht sterben aber zwei alte Weiber mehr, als Kinder geboren werden, so ist die Angabe heute Morgen schon falsch, also kann man die Einwohnerzahl nur ungefähr angeben.“ Großes Gewicht legte Leunis dagegen auf die nächste Umgebung von Hildesheim und weiter auf Hannover und dessen Eisenbahnen. Die Eisenbahn-Stationen von Hildesheim nach Hannover, Hamburg und Göttingen mußten dem Gedächtnisse eingeprägt werden. Es war dies kein angenehmes Studium, und ging Leunis in seiner bekannten praktischen Manier hier vielleicht etwas zu weit; aber richtig bleibt immer der Grundsatz, von welchem er sich hier leiten ließ: „Was nützt mir alle Geographie, wenn ich in der Türkei Bescheid weiß, aber nicht weiß, nach welcher Richtung ich fahren muß, um nach Hannover zu kommen.“ Auch bei Compositionen stellte er solche praktische Fragen, z. B. „Wer hat die Landkarte von Deutschland entworfen, welche in unserer Schule hängt?“ Die meisten wußten dies nicht. Leunis aber wollte auf solche Weise die Schüler förmlich zwingen, die Augen aufzusperren. Eine andere Frage lautete: „Wie hat man sich zu verhalten, wenn man in einer großen Stadt als Fremder ankommt, und daselbst mit Nutzen billig und gut verweilen will?“ Solche und ähnliche Fragen hatte Leunis im Unterrichte besprochen und mit Beispielen illustriert. Eine andere interessante Frage stellte Leunis einmal in der Untersekunda: „Wer hat im Anfange dieses Jahrhunderts die

besten Schulatlanten gemacht?" Ein schlauer Schüler, der wegen seiner humoristischen Angaben allgemein beliebt war, derselbe, welcher die blühenden Speisen zusammenstellen mußte, calculirte also: Jetzt macht Stieler die besten Schulatlanten; jedes Menschenalter rechnet man auf dreißig Jahre, also hat im Anfange dieses Jahrhunderts Stieler's Großvater gelebt, der gewiß auch schon Schulatlanten gemacht hat. Er beantwortete daher die Frage einfach: „Stieler's Großvater.“ Leunis scheint diese schlaue Berechnung nicht geahnt zu haben, sonst hätte er für sie den verdienten Lohn schon ausbezahlt.

Nicht so rühmlich können wir uns über seinen Geschichtsunterricht aussprechen. Leunis mag in jüngeren Jahren gründliche Geschichtskenntnisse besessen haben, scheint damals auch, wie sein Lehrbuch, welches er benutzte, bekundete, dieselbe tüchtig durcharbeitet zu haben, aber in den letzteren Jahren schwanden seine Kenntnisse in der Geschichte doch immer mehr, da ja eine weitere Fortbildung in diesem Fache ihm unmöglich war. Eine übersichtliche Darstellung, eine tiefere Auffassung war daher bei ihm nicht zu erwarten; neuere Forschungen und Resultate wurden von ihm nicht mehr berücksichtigt. Jedoch soviel, als für Gymnasiasten nothwendig ist, hat man auch in diesem Fache bei ihm gelernt.

Sehr ausführlich nahm Leunis seit dem Jahre 1866 die neueste Geschichte Preußens, für welches er sehr begeistert sprach. Besonders das Leben und die Thaten Friedrichs II., über welchen er stundenlang aus Rottet's Werke mit besonderer Vorliebe vorlas, wurden von ihm in den rosigsten Farben geschildert. Den gegenwärtigen König von Preußen verglich er mit den übrigen regierenden Fürsten und zeigte seine Vorzüge im hellsten Lichte. Auch sprach er über die Annexion und ihre Vortheile, welche er, fünfzehn an der Zahl, seinen Schülern zum Memoriren dictirte. Die musterhafte Ordnung Preußens, der Vorzug seiner Regierung vor anderen, die Wiedervereinigung Deutschlands und die Errichtung des Kaiserreiches waren für ihn Lieblingssthemata, kurz, auf jede mögliche Weise bemühte er sich, seine Schüler für die gegenwärtige Regierung zu

begeistern, denn er hielt es, wie er selbst sagte, für seine Pflicht, seinen Schülern durch den Geschichtsunterricht Vaterlandsliebe einzupflanzen.

Von Arbeit überhäuft und auch bereits von der Last der Jahre gedrückt, legte er endlich mit Beginn des Studienjahres 1872/73 den Geschichtsunterricht nieder. Die Schüler verloren den alten Leunis ungern; aber als Geschichtsprofessor war ihnen sein tüchtiger Nachfolger doch lieber.

9. Leunis' äußere Erscheinung und Lebensweise.

Leunis' äußere Erscheinung kann in Bezug auf Größe und Stärke ziemlich stattdich genannt werden. Groß und kräftig gebaut, hatte er namentlich in letzteren Jahren eine imponirende Leibesstärke bekommen. In jüngeren Jahren war Leunis schwächlig und hager gewesen, und plötzlich hatte er es trotz seiner anstrengenden Excursionen und seines ununterbrochenen Studiums zu einem ganz ansehnlichen Bäuchlein gebracht, welches sein Äußeres derart veränderte, daß ihn selbst frühere Schüler nicht wieder erkannten. So wurde er einmal von einem Herrn, mit welchem er auf der Eisenbahn zusammentraf, nach Leunis befragt, den jener sehr gut zu kennen vorgab, da er ihn in Hildesheim zum Lehrer gehabt habe. „Run,“ entgegnete ihm Leunis, „dann müssen Sie mich auch kennen, da ich eben der Professor Leunis bin.“ Der Fremde hielt diese Antwort anfänglich für schlechten Scherz, weil Leunis nur mager sei.

Leunis' Gesichtszüge waren gerade nicht intelligent zu nennen; seine blauen Augen sahen, gewiß in Folge des vielen Studirens in letzteren Jahren, ziemlich blind und matt aus; scheinbar theilnahmlos für die Welt und in sich versunken, meist eine Hand in der Hosentasche, schritt Leunis durch die Straßen der Stadt und wer ihn nicht kannte, hätte nicht geahnt, welch' ein bedeutender Gelehrter dieser Mann sei, welch' immense Kenntnisse er besitze. Aber trotzdem Leunis anscheinend gleichgültig umherging, sah er doch alles; hatte ein Gegenstand, sei es ein Stein, eine Pflanze an der Mauer,

ein Thier oder ein Artikel in irgend einem Schaufenster, seine Aufmerksamkeit gefesselt, so blieb er stehen und betrachtete ihn genau. Auch selbst beim Gottesdienste und den kirchlichen Functionen, namentlich der Predigt im Dome, denen er in seiner Eigenschaft als Domvicar beiwohnen mußte, saß er ebenso gleichgültig in seinem Chorstuhle und mancher der ihn nicht kannte, hat, von äußerem Scheine geleitet, ihn fälschlich für einen kalten und lauen Priester gehalten.

Im äußeren Verkehr mit Anderen war Leunis freundlich; Complimente und Schmeicheleien waren jedoch seine Sache nicht. Im Nothfalle besaß er sogar eine klassische Grobheit. So kamen einmal Fremde und besahen sein Museum. Eine Dame faßte alles an und besah es genau; plötzlich fiel ihr ein Marmorgefäß weg, für welches Leunis zwei Louisd'or gezahlt hatte, und zersprang in zwei Stücke. „Nehmen Sie es doch nicht übel, Herr Professor, ich kann mit dem besten Willen nichts dazu,“ bat entschuldigend die Dame und erging sich in die bekannten Verwünschungen ihrer Ungeschicktheit. „Ich würde es sehr übel nehmen,“ erwiderte Leunis, „wenn es davon wieder ganz würde.“ In einem vornehmen Hause zur Gesellschaft geladen, hatte Leunis das Vergnügen, daß die Frau des Hauses ihm ihre Mineraliensammlung zeigte. Als die Dame ihn schließlich fragte, was die Sammlung wohl werth sei, erwiderte er ganz lakonisch: „Ich gebe keinen Mattier dafür.“ Das war derselben aber doch nicht angenehm, sie sprach mit Leunis an dem Abende nicht mehr und sandte ihm auch keine weitere Einladung. Sonst aber war Leunis äußerst unterhaltend und interessant, so oft er, was allerdings, namentlich in letzteren Jahren, selten geschah, in Gesellschaften erschien. Durch seine drolligen, meist drastischen Erzählungen, machte er sich bald zum Mittelpunkte der Gesellschaft. Da war er äußerst lebhaft und von seiner sonstigen scheinbaren Gleichgültigkeit sah man keine Spur mehr. Wie drastisch Leunis' Erzählungen oft waren, mögen zwei Beispiele zeigen. Leunis erzählte, um den Nutzen der Naturgeschichte zu zeigen, von dem Naturforscher B., welcher den Kaufmann S. in H. besuchte, um sich dessen Käfersammlung an-

zuschauen. „Er besah sich,“ so erzählte Leunis wörtlich, „aber nicht bloß dessen Käfer, sondern auch dessen Tochter. Und die Tochter gefiel dem B. noch besser als die Käfer. Und da auch er ihr gefiel, sie also sich beide gefielen, so haben sie sich geheirathet. Aber S. war reich und seine Tochter bekam 80,000 Thaler als Mitgift. Hätte nun B. keine Naturgeschichte, also auch keine Käfer studirt, so wäre er niemals an seine Frau und deren Geld gekommen. Wenn es nun auch gerade nicht nöthig ist, erst Käfer zu studiren, um eine Frau zu bekommen, denn dann ginge es manchem schlecht, so sieht man doch, welchen Nutzen die Naturgeschichte haben kann.“ Ein anderes Mal erzählte Leunis auf Verlangen der Schüler von Hildesheims Revolution im Jahre 1848, und zwar ebenfalls äußerst komisch. „Als wir im Jahre 1848 Revolution machten, das heißt ich nicht mit, zog man die beiden Kanonen der Stadt auf den Wall. Einbein lief immer herum und drohte alle Soldaten zusammen zu schießen; jedoch meinte er es nicht so schlimm. Auf einmal kam ein Parlamentair in die Stadt und fragte: „Wollt ihr euch übergeben?“ Und die Bürger sagten: „Ja, wir wollen uns übergeben.“ „Nun, dann bringt eure Gewehre.“ Ein Schusterlehrling fuhr darauf dieselben aus dem Ofterthore, die hannoverschen Soldaten marschirten ins Friesenthor und spielten: „Wenn das nicht gut für Wanzen ist, so weiß ich nicht, was besser ist.“ Damit war die Geschichte vorbei.“ Solche drollige Stückerlen würzten die Unterrichtsstunden und ebenso komisch und drastisch waren auch Leunis' Erzählungen in gemüthlichen Gesellschaften.

Leunis' Gesundheit war geradezu unverwundlich; außer etwas Schnupfen und Husten ist mir nur eine einzige kleine Krankheit bei ihm bekannt. Man sprach davon, daß dieselbe bedenklich sei; als wir aber nach seinem Zustande uns erkundigten, erhielten wir zur Antwort, daß er bereits wieder eine Portion Kartoffelsalat mit Eiern gegessen habe. Jetzt war es also doch nicht so schlimm, und richtig, in einigen Tagen stieg unser alter, lieber Leunis zur allgemeinen Freude wieder auf den Ratheder, machte Wize und erzählte Schnurren in Menge, ein sicheres Zeichen, daß er ganz wohl war.

Ein Leibschaden, ein sogenannter Bruch, welchen Leunis sich in seinen mittleren Jahren beim Herabnehmen eines Buches aus seinem Repositorium zugezogen hatte, war ziemlich wieder geheilt und machte ihm keine Last. Sein Augenlicht blieb, wie bereits hervorgehoben ist, fast ungetrübt, auch ohne Brille las er noch immer beim Lampenscheine die kleinste Schrift; seine Körpergestalt war rüstig und ungebeugt bis zum Tode und niemand hätte sein Ende so nahe geglaubt.

Leunis' Kleidung war äußerst einfach. Die ihm vorgeschriebene priesterliche Tracht, nämlich die Soutanelle, trug er höchst selten, meist nur bei officiellen Acten, z. B. bei der Preisvertheilung und Entlassung der Abiturienten, wo man es derselben ansehen konnte, daß sie selten benutzt wurde. Sonst trug Leunis einen einfachen Rock, wie ihn jeder gebildete Mann zu tragen pflegt; nur war derselbe ein klein wenig länger und stets von dunkler Farbe. Das Schwarze liebte Leunis nicht, sondern zog dunkelgrün und dunkelbraun vor. An seinen Röcken waren die schwarzen Plüschauflschläge das Auffälligste. Diese hatte Leunis aus Sparsamkeitsrücksichten; denn ein Paar Plüschauflschläge hielt für zwei Röcke, während ein Rock ohne solche Auflschläge bald an den Armen defect wurde und deshalb ein Paar neuer Auflschläge bedurfte. So hielten ihm also seine Plüschauflschläge viermal so lange als andere. Eine große Weste mit zwei Reihen Knöpfen und ein Paar schön gesteierte Vatermörder, lange Beinkleider und ein Cylinderhut vollendeten seinen Anzug. Auf seinen größeren Excursionen in jüngeren Jahren hatte Leunis meist eine leichte Kappe und ein kurzes, helles Röcklein, eine Art Blouse mit Gürtel, getragen.

So also im Auftreten und in der Kleidung höchst einfach, ohne besonders einnehmende Gesichtszüge konnte Leunis nicht leicht als das erkannt werden, was er in Wirklichkeit war. Er wurde daher auch auf seinen Reisen oftmals nur für einen gewöhnlichen Mann aus dem Bürgerstande angesehen. So ging es ihm unter andern bei einer Naturforscherversammlung im zoologischen Garten zu Frankfurt. Hier sah Leunis zum ersten Male eine Giraffe und wollte darum dieselbe auch genau studiren. Um schließlich ihren Lauf, bei dem sie

bekanntlich den Kopf gewaltig schwenkt, zu sehen, applicirte er derselben mit seinem Stocke mehrere gewaltige Hiebe. Sie lief und schwenkte ihren Kopf vortrefflich, so daß Leunis herzlich lachte und sein Experiment nochmals wiederholte. Aber jetzt kam ein Aufseher, schalt ihn einen rohen Menschen und wollte ihn ohne alle Umstände aus dem Garten werfen. Doch ehe es noch hierzu kam, nahm Leunis seine Eintrittskarte zur Naturforscherversammlung und hielt sie dem Aufseher vor die Augen. Dieser erschrak gewaltig, riß schnell den Hut vom Kopfe und bat um Verzeihung. „No, für dies mal,“ dachte sich Leunis und ging davon.

Ueber Leunis' Lebensweise brauchen wir nur wenig beizufügen; dieselbe war die aller Gymnasialprofessoren im Josephinum und erhielt nur in sofern eine Abänderung, als Leunis meist die halben, oft auch die ganzen Nächte im Studium durchwachte. Die Professoren führen einen guten Tisch; Leunis hatte also sowohl in Bezug auf Qualität wie auch namentlich auf Quantität des Essens keinen Mangel; er aß indeß im Verhältniß zu seinen immensen Anstrengungen äußerst wenig, oft kam er erst zu Tisch, wenn die übrigen Professoren bereits aßen und auch selbst da war er der erste, welcher wieder vom Tische aufstand. Selten pflegte er zu frühstücken und oft vergaß er über seinem Studium Essen und Trinken, Schlaf und Erholung. Von seiner Leibesstärke auch auf vieles Essen bei ihm schließen zu wollen, ist daher durchaus falsch. Leunis war vielmehr in all' seinen leiblichen Bedürfnissen überaus mäßig und bescheiden, sein einziges Vergnügen war das Rauchen, dem er leidenschaftlich ergeben war. Ohne Unterbrechung hatte er beim Studium die Pfeife im Munde; jedoch besaß er auch die sittliche Kraft, oft tagelang dieselbe zur Seite zu stellen, um, wie er sagte, „kein Sklav der Leidenschaft zu werden.“

Leunis' Zimmer machten den Eindruck einer Gelehrtenwohnung. Voll von Büchern, Abbildungen, Naturalien, Instrumenten zc., zeigten dieselben durchaus nichts Feines und Nobeles. Seine Möbeln waren einfach und von ihnen nur das Nothwendige da, aller Ueberfluß

war vermieden. Sein Geld verwandte er lieber für seine Wissenschaft. Und in dieser Beziehung geizte er nicht; kein Buch war ihm zu theuer, wenn er aus demselben für sein Fach Nutzen ziehen konnte; kein Naturkörper kostete ihm zu viel, wenn derselbe für ihn wünschenswerth war.

Im Winter pflegte Leunis stets eine gute Wärme in seinem Zimmer zu halten, welche so groß war, daß sie das Fournier von seinen Tischen ablöste. Das Zimmer hielt Leunis beständig verschlossen, wohl deshalb, weil er stets so in sein Studium versunken war, daß bei nicht verschlossener Thüre jemand leicht unbeachtet hätte in sein Zimmer eintreten können; denn oftmals wurde sogar ein lautes Schellen mit der Glocke von ihm überhört.

10. Einige Charakterzüge und Eigenschaften von Leunis.

Wer Leunis näher gekannt hat, wird gern zugestehen, daß denselben außer seinen tüchtigen Eigenschaften als Lernender, Lehrer und Schriftsteller noch viele edle Vorzüge und Tugenden schmückten. Wir nennen hier zuerst seine große Pietät, die er seinen Eltern und seinen Verwandten, letzteren bis zu seinem Lebensende, bewahrt hat.

Aus nicht allzubegüterter Familie entsprossen, seine Eltern nährten sich und ihre sechs Kinder nothdürftig von einem kleinen Ackerbau und Kramladen, hatte er sich, mit Noth und Entbehrung kämpfend, durchs Gymnasium hindurch gearbeitet, Privatstunden und Präceptorat verbesserten alsdann etwas seine finanzielle Lage, bis er als Lehrer und Professor am Gymnasium sich in den besten Verhältnissen befand. Sobald und soweit seine Mittel es nun erlaubten, unterstützte er seine Eltern und sorgte für seine jüngeren Geschwister. Einen seiner Brüder brachte er in Hildesheim bei einem Gelbgießer und als demselben dieses Geschäft nicht zusagte, bei einem Sattler als Lehrling unter, zahlte für ihn das Lehrgeld, unterhielt ihn während seiner Lehrjahre in Kleidung und überwachte sein sittliches Ver-

halten. So oft es seine Zeit erlaubte, besuchte der dankbare Sohn und nunmehrige Professor seine Eltern in Mählerten und nirgends fühlte er sich wohler, als im elterlichen Hause. Leunis fand auch noch bald eine außergewöhnliche Gelegenheit, wodurch er seine Liebe zu den Eltern beweisen konnte.

Sein Vater verletzte sich nämlich eines Abends beim Holzabladen, indem er mit dem Kopfe gegen die Wand stieß; die entstandene Wunde wollte nicht heilen, sondern wurde immer größer und gefährlicher. Leunis, der seinen Vater keinem Dorfbader anvertrauen wollte, nahm ihn nach Hildesheim, unterhielt ihn daselbst mehrere Monate und consultirte die besten Aerzte. Aber alles war umsonst, die Wunde gestaltete sich zum unheilbaren Krebschaden und der Tod erfolgte in kurzer Zeit. „Wie gerne hätte ich alles aufgeboden, nichts wäre mir für meinen Vater zu theuer gewesen“, fügte Leunis hinzu, als er dieses erzählte und dabei glänzten ihm ein paar Thränen in den Augen. Aber auch nach seiner Eltern Tode bewahrte Leunis seiner Schwester, in deren Besitz das väterliche Anwesen überging, und seinem elterlichem Hause dieselbe Pietät. Er besuchte Mählerten eben so fleißig wie früher; seinen Namensstag, den 24. Juni, pflegte er daselbst im Kreise seiner Verwandten noch zu feiern, als sein Name bereits in ganz Deutschland bekannt war. Seine letzte Erholung, die er sich von seiner Arbeit kurz vor seinem Lebensabende gewährte, suchte er sich bei seiner Schwester in Mählerten. Für die Kinder derselben wandte er große Geldsummen auf; alle seine Neffen ließ er am Josephinum auf seine Kosten mehrere Klassen studiren. Leunis hätte gewiß gerne gesehen, wenn sie sich gänzlich dem Studium gewidmet hätten, allein er war doch viel zu rücksichtsvoll gegen sie, als daß er sie gegen ihre Lust und Neigung zum Studium gezwungen hätte. Er hielt es, wie er oft sagte, für ein verfehltes Leben, wenn jemand in einem Lebensberufe thätig sein müsse, zu dem er keine Neigung habe. Leunis setzte auch seine Verwandten zu seinen Universalerben ein. Manche wollen deswegen einen Vorwurf gegen ihn erheben, daß er dem Josephinum, „seiner wissenschaftlichen Heimat“, wie er es selbst nannte, nicht ein-

mal seine Naturaliensammlung vermacht habe. Allein das Josephinum hat doch genügend von ihm ererbt, auf dieses fällt ja, wie der Director Müller in seiner Grabrede treffend sagte „als Erbschaft der Abglanz seines ehrenvollen Namens.“

Auch gegen seine übrigen, entfernteren Verwandten zeigte Leunis Liebe und Anhänglichkeit. Er war denselben stets zugänglich, stand ihnen mit Rath und That zur Seite und spendete, soweit es dieselben bedurften und seine Mittel es ihm erlaubten. Arme und Nothleidende ferner, um auch dieses gleich hervorzuheben, klopften niemals vergeblich an seine Thür. Leunis schenkte allen, welche bedürftig und würdig waren, so weit er konnte. Nur das gewerbsmäßige, unter dem Scheine der Frömmigkeit und Religion betriebene Betteln war ihm verhaßt, und solche Bettler, die als Lumpen allgemein bekannt an seiner Thür ein Vaterunser beteten oder mit dem katholischen Gruße bei ihm eintraten, jagte er meistens ohne Gabe fort.

Bei all seiner Gelehrsamkeit und seiner Wissenschaft blieb Leunis doch immer ein demüthiger und bescheidener Priester. Niemals pochte er auf seine Erfahrungen und Kenntnisse, noch viel weniger polemisirte er im bittern Tone gegen Fachgenossen, wie das oft eine Haupteigenschaft gelehrter Männer ist. Alle Ueberhebung, aller sogenannte Gelehrtenstolz war ihm gänzlich unbekannt. Er sprach allerdings von den Vorzügen seiner Lehrbücher und ihrer analytischen Methode, ihrer weiten Verbreitung und allgemeinen Anerkennung, aber es blieb dabei jedes hochmüthige, selbstlobende Wort ausgeschlossen. Daher war er auch im Kreise seiner Kollegen, welche zuletzt ohne Ausnahme alle Schüler von ihm gewesen waren, vollständig collegialisch. Berufungen an Hochschulen schlug er mehrere aus, gewiß ein Beweis, daß er nicht nach Weltruhm haschte. Das „Scientia inflat“ findet daher nur in leiblicher Beziehung auf ihn seine Anwendung.

Auch war Leunis ein frommer und tief religiöser Naturforscher. Seine theologische Bildung hatte er in einer Zeit religiöser Verflachung und Gleichgültigkeit empfangen, sein Studium der Naturgeschichte beschäftigte ihn mehr mit dem Irdischen und Materiellen

als dem Ueberfinnlichen und Religiösen; wie nahe lag daher für ihn die Gefahr, dieselben ungläubigen Wege zu wandeln, die so viele Naturforscher gegangen sind? Aber bei Leunis bestätigte sich das, was sich bei allen gründlichen Gelehrten gezeigt hat, daß nämlich jedes tiefere Eindringen in eine Wissenschaft zu Gott und zur Religion hinführt. Leunis' frommer Sinn zeigte sich öfters, wenn er auf die Weisheit und Allmacht des Schöpfers hinwies oder wenn er die Schüler ermahnte, stets sittenrein zu leben, wie er dies bei dem sogenannten Franzosenholz, dem Quecksilber und anderweitig that. Ersteres diente bekanntlich längere Zeit fälschlich als Mittel gegen Syphilis oder Lustseuche und letzteres ist bislang noch das erfolgreichste Mittel gegen diese abscheuliche Krankheit. Als er damals bei Durchnahme des Quecksilbers uns seine Warnungen gab, standen ihm die Thränen in den Augen.

Oftmals suchten die Schüler seinen gläubigen Sinn auf die Probe zu stellen, so namentlich durch den Einwand, der Schöpfungsbericht der heiligen Schrift könne doch unmöglich auf Wahrheit beruhen, da ja die einzelnen Erdschichten sich in Zeiträumen von mehreren Millionen Jahren gebildet hätten. Leunis huldigte allerdings auch der Theorie von den Schöpfungsperioden, obgleich die Naturforschung für diese Annahme bislang noch den stringenten Beweis schuldig ist¹⁾, aber er rechtfertigte von diesem Standpunkte aus den Schöpfungsbericht der heiligen Schrift vollständig. Die Schöpfungstage nahm er als wirkliche Tage an und verlegte die millionenjährigen Entwicklungsperioden des Erdballs in die Zeit vom Anfange der Welt bis zum ersten Schöpfungstage. Daß Leunis' Naturforschung auf religiöser Grundlage beruht, zeigt gleich das Motto seiner Synopsis: „Wie herrlich sind deine Werke, o Herr, gar tief sind geworden deine Gedanken. Ein thörichte Mensch erkennt sie nicht und ein Thor versteht sie nicht.“ (Ps. 92, 6, 7.) Ja, er selbst war tief davon durchdrungen, daß das gründliche Studium der Natur

1) Vgl. Reil, Commentar zur Genesis 1. Thl., S. 9 bis 16. 2. Aufl.

den Menschen zu Gott hinführe. „Die Naturgeschichte erfüllt,“ so schreibt er Synopsis 1. Th. Seite 12, „das jugendliche Gemüth ganz besonders mit der lebendigsten Ahnung von der unermesslichen Weisheit und Allmacht Gottes, welche alle Bewegungen in der Natur leitet und fordert uns deshalb überall zur Bewunderung und Anbetung auf. Den Einfluß der Naturwissenschaften auf Religion und Moralität wird deshalb niemand leugnen können; nur Männer, in welchen der christliche Sinn schon untergegangen ist, können dem Studium der Naturgeschichte den Vorwurf machen, daß es den Materialismus begünstige, da außer der Offenbarung durch Christus wohl nichts geeigneter ist, den religiösen Glauben des Menschen zu erhalten, zu erheben und zu befestigen, als gerade das Studium der Naturgeschichte etc.“

Leunis besaß ferner eine seltene Willensenergie. Was er einmal als gut erkannt hatte, setzte er auch ohne Zaudern und Furcht durch. Welch' eine Willenskraft dazu gehörte, um als reiner Autodidact sich bis zu einer solchen Höhe der Wissenschaft zu erschwingen, braucht wohl nicht bemerkt zu werden. Einen Fehler abzulegen, eine Leidenschaft zu fesseln, war daher für seinen starken Willen ein Leichtes, sobald er den Fehler oder die Leidenschaft an sich nur wahrgenommen. Als Gymnasiast bekam Leunis von seinem „Philister“ jeden Sonntag zum Frühstück einen „kleinen Wachtmeister“ d. h. Brantwein. Als bald mundete ihm derselbe, so daß er sich selbst Schnaps kaufte und täglich sein bestimmtes Quantum trank. Ein Mitschüler und Stubengenosse war auch hierin sein Gefährte. Eines Morgens, als beide die Zeit verschlafen hatten, mußten sie ohne ihren Schnaps fort. Aber in der Schule zitterten ihnen die Hände, das Aufmerken wurde ihnen schwer. Leunis dachte nach über die Ursache und bald fiel ihm ein, daß er noch keinen Schnaps getrunken habe. Mit Schreck gewahrte er den Abgrund des Lasters, dem er bereits so nahe stand und zu Hause angekommen war es sein erstes Geschäft, daß er die Schnapsflasche sammt ihrem Inhalte zum Fenster hinauswarf. Wie Leunis es mit seiner Pfeife machte, ist bereits erwähnt. „Der Christ darf kein Sklav einer Leidenschaft werden“, war hierbei sein Grundsatz.

Leunis war endlich ein durchaus praktischer Mann. Das Sprichwort: „Je gelehrter, desto verkehrter“ paßt darum auf ihn nicht. Sein Wahlspruch war: „Was nützt mir alle Gelehrsamkeit, wenn ich mich von jedem dummen Dienstmädchen anführen lasse.“ Wie praktisch er alles einzurichten verstand, davon einige Beispiele.

Bekanntlich muß man Stock oder Regenschirm beim Eintritte in ein Museum oder eine Sammlung zurücklassen und nachher für Aufbewahrung dieser Sachen ein kleines Trinkgeld zahlen. Leunis kam nun öfters in solche Verlegenheit und die Trinkgelder wurden ihm bald zu viel. Er ließ sich daher in seinen Rock einen Knopf nähen, hing seinen Regenschirm darauf und marschirte dann mit zugeknöpftem Rocke und dadurch verstecktem Regenschirme ungehindert in alle Museen. „Es kommt oft vor“, sagte er, „daß ich in größeren Städten an einem Morgen in dreizehn bis fünfzehn Sammlungen gehe; ich spare also dreizehn bis fünfzehn Groschen. Setze ich noch einige dazu, so habe ich mein Mittagessen.“

Leunis pflegte nur dritter Klasse zu reisen. Da dieselbe damals noch die unterste Wagenklasse war und daher auch die untersten Schichten der Gesellschaft mit sich führte, so hatte Leunis in ihr vom Publikum oft viel zu leiden. So verletzten namentlich der schlechte Taback der Landleute und Fuhrknechte sein Geruchsorgan und verursachte ihm sogar Kopfschmerzen. Doch gegen dieses Uebel fand unser praktischer Professor bald Abhülfe. Er kaufte sich eine leichte, billige Cigarre. Von dieser führte er nun auf Reisen immer reichlichen Vorrath bei sich und sobald er jemand im Wagen fand, der so elend stinkenden Kanaster rauchte, präsentirte er ihm eine Cigarre mit den Worten: „Wollen Sie nicht lieber eine Cigarre rauchen; wenn man immer Pfeife raucht, bekommt eine Cigarre zur Abwechslung einmal ganz gut. Mir geht's auch so zc.“ Die Leute griffen natürlich sofort nach der Cigarre, fühlten sich gewaltig geehrt, daß ein vornehmer Herr ihnen solche anbot, und zündeten sich dieselbe an. So hatte Leunis seinen Zweck erreicht; der Tabacksqualm belästigte ihn nicht mehr. Um ferner auf seinen

Reisen aus seiner gemischten Gesellschaft in den Gasthöfen und auf der Eisenbahn die Gebildeten herauszufinden, bediente er sich einer Schnupftabacksdose, welche er „Uebergangsdose“ nannte. Leunis sagte nämlich: „Von dem Außern eines Menschen kann man nicht immer auf das Innere schließen; oft sieht jemand aus wie ein Schuster und ist ein Gelehrter, oft aber glaubt man einen Gelehrten vor sich zu haben und hat nur einen Schuster. Um daher nicht mit Halbgebildeten eine Unterhaltung anzufangen, bediene ich mich meiner Uebergangsdose. Finde ich in einem Gasthose oder im Eisenbahncoupé einen vornehmen Herrn, so ziehe ich meine Dose und biete ihm eine Prieße an. Bei den Worten, welche man hier wechselt, sehe ich gleich, zu welcher Menschenklasse er gehört. Ist es ein wirklich Gebildeter, dann unterhalte ich mich mit ihm, ist er es nicht, so lasse ich ihn in Ruhe.“ Auf längeren Reisen gebrauchte Leunis als Unterlage ein Gummikissen, welches er aufblies. „Da sitze ich,“ sagte er „weicher als in zweiter und erster Klasse.“ Sein Anzug auf Reisen war sehr einfach. Den schlechtesten Rock und ältesten Hut pflegte er hierbei zu benutzen. „Einen guten Hut darf man niemals mitnehmen“, sagte er, „denn dieser wird in Gasthäusern oder Kaufläden gar leicht gegen einen schlechtern vertauscht. Einen schlechten Hut dagegen kann man jederzeit ohne Schaden abtreten, und ich bin manchmal mit einem bessern heimgekommen, als ich abgereist war.“ Leunis pflegte auf seinen Reisen wahre Kunststücke von praktischem Sinn aufzuführen. Einmal kam er in der Schweiz durch einen Engpaß, welcher ein zehnfaches Echo hatte und sich mehrere Männer ein Geschäft daraus machten, für Geld zu schießen. Leunis, welcher glaubte, auch ohne Kosten das Echo hören zu können, ging vorbei, setzte sich in einiger Entfernung unter einen Busch und ordnete seine Pflanzen. Daß bald einige andere nachkommen und schießen lassen würden, war ja gewiß. Und in Wirklichkeit kam auch bald eine Reisegesellschaft, welche mehrere Male schießen ließ. Leunis hörte auf diese Weise auch das Echo und zwar ohne Zeitverlust und ohne Kosten, ganz umsonst. „So kann man billig reisen; man

muß es nur verstehen," fügte er seiner Erzählung bei, und die Schüler erwiderten ihm: „Das war es eben.“ Ein anderes Mal wurde Leunis in der Schweiz von einem Gewitter überrascht und mußte nothgedrungen in einem kleinen Gasthose einkehren, der im Bädeler gerade nicht besonders empfohlen war. Der Wirth war indeß sehr zuvorkommend, so daß seine Unterhaltung unserem Professor, der seine Pflanzen bestimmen und ins Herbarium legen wollte, alsbald lästig wurde. „No, ich will ihnen auch etwas erzählen," sagte er zum Wirth und las demselben aus Bädeler die nicht allzu schmeichelhafte Recension seines Gasthauses vor: „Speisen schlecht, Zimmer und Betten unsauber, der Gast wird geprellt.“ „Was sagen Sie hierzu Herr, Wirth?" „Das ist durchaus falsch, verehrtester Herr," erwiderte ihm dieser, „Sie sollen sich selbst davon überzeugen." Leunis bekam gute Speisen, ein schönes, sauberes Zimmer und bezahlte am anderen Morgen einen reinen Spottpreis, so daß er nach seiner eigenen Aussage nie so billig logirt hatte, wie diese Nacht.

Interessant ist es auch, wie Leunis die Verbreitung seiner Schulbücher auskundschaftete. Wußte er von einer Stadt, wo höhere Lehranstalten waren, nicht, ob seine Schulnaturgeschichte daselbst eingeführt war, so ging er zum Antiquar und forderte „Leunis' Schulnaturgeschichte." War sie diesem unbekannt, so war das immer ein sicheres Zeichen, daß sie an den Schulen daselbst nicht gebraucht wurde. Hatte indeß der Antiquar dieselbe, so forschte Leunis genau nach, fand schließlich aber das Buch nicht entsprechend für sich und zu theuer.

Die Antiquare verstand Leunis übrigens gewaltig zu pressen. Sein Manöver hierbei war folgendes. Er geht in größeren Städten zum Antiquar und fragt, ob er keine naturhistorische Werke vorrätig habe. Dieser hält Leunis nicht für Fachmann und Kenner, giebt sich darum auch keine besondere Mühe etwas zu suchen, sondern legt das erste beste Buch vor. Leunis stellt sich nun gewaltig dumm, zahlt sofort den geforderten Preis und sagt beim Fortgehen: „Sehen Sie einmal nach, ob Sie noch weitere naturhistorische Werke haben.

Ich liebe solche Bücher und kaufe alle, die mir gefallen. Ich komme nach einigen Tagen einmal wieder.“ Der Antiquar hält nun Leunis für einen Mann, mit dem er ein gutes Geschäft machen kann, und schleppt darum, als er wiederkommt, alles Einschlägige zusammen. Jetzt aber setzt Leunis seine Kennermiene auf und handelt, wie es der beste Jude ihm nicht nachmacht. Auf diese Weise bezog er viele Werke mit leichter Mühe antiquarisch, oft zu reinen Spottpreisen. So kaufte er in Dresden, um nur einen Fall zu erwähnen, für zwei Thaler ein Werk Kupfertafeln, welches weit über fünfzig werth war. Leunis hatte einen solchen Handelsgeist und Handelsfinn, daß er oftmals selbst bekannte, wenn er nicht Priester sei, würde er sofort eine Antiquariats-Buchhandlung etabliren. Dieselbe würde ihm mehr eintragen, als seine Professur.

Wenn Leunis nun immer so praktisch war, wo es galt, alles möglichst billig einzurichten, so darf man keineswegs Geiz als Ursache seines Handelns ansehen. Dieser war ihm völlig unbekannt; nur haßte er eine jede unnütze und daher verschwenderische Ausgabe. Eine richtige und kluge Sparsamkeit dagegen liebte er in allen Dingen. Für Reisen und Bücher wandte er alljährlich große Summen auf; aber ein jeder Pfennig davon war berechnet und abgewogen.

Ebenso klug und praktisch wie Leunis in seinem Thun und Handeln war, verfuhr er auch in seinem Studium und seinen Untersuchungen. Man mußte oft staunen, wenn er über seine Excursionen und Versuche erzählte, um seinen Schülern mit Beispielen zu zeigen, wie sie das Studium der Naturgeschichte anzugreifen hätten.

11. Leunis' Tod und Begräbniß.

Für Leunis war vom lieben Gott das Schicksal bestimmt, welches merkwürdiger Weise so viele Mitglieder des katholischen Clerus trifft, nämlich ein plötzlicher und unvorhergesehener Tod. Obgleich ein Siebenziger, war Leunis noch immer rüstig und kräftig,

fast keine Spur von hohem Alter und nahem Ende war an ihm zu sehen; geistig und körperlich noch vollkommen frisch und noch mit derselben Unermüdlichkeit studirend und arbeitend, wie in seinem kräftigsten Mannesalter, hat weder er noch ein anderer an die so große Nähe des Todes gedacht, als er im Jahre 1873 seinen Unterricht für das Wintersemester beschloß. Daß er niemals wieder den Katheder besteigen und die Schüler seine so vertraute Stimme nie mehr hören sollten, konnte niemand ahnen.

Leunis hatte den ganzen Winter unausgesetzt an seinem Hauptwerke, dem botanischen Theile der Synopsis gearbeitet; die Ferienzeit wollte er der Erholung widmen und darum mit Reisen nach Hannover, Braunschweig und Hamburg ausfüllen. Doch er legte die Feder nicht gleich mit dem Beginne der Vacanz zur Seite, sondern arbeitete während der Charwoche und Ostertage, wo er als Dompicar in der Cathedrale präsent sein mußte und also noch nicht fort konnte, in gewohnter Weise weiter; die Arbeit dehnte sich noch über das Osterfest hin aus und die Folge war, daß Leunis zur Ausföhrung seiner Erholungsreise nicht kam. Nur für kurze Zeit, für einige Stunden, riß er sich aus seinem Studium los, um seiner Schwester und seinem väterlichen Hause in Mahlerten einen Besuch zu machen.

Am 26. April, Abends 6 Uhr, saß Leunis an seinem Arbeitstische; seine Nichte, welche bei ihm war und mit welcher er für den folgenden Tag eine Excursion nach Mahlerten verabredet hatte, ging zur Besorgung einiger Geschäfte in die Stadt. Nach $\frac{3}{4}$ Stunden kommt sie zurück und wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie den Onkel regungslos am Boden liegen findet. Auf ihren Ruf kommen die Professoren herbei; aber auch sie können sich nur überzeugen, daß ihr lieber College vom Schlagfluß getroffen ist. Man hebt den tief röchelnden, sonst aber gänzlich bewegungslosen Mann vom Boden auf und beeilt sich, ihm, soweit es noch möglich, die Gnadenmittel der heiligen Kirche, das heilige Sacrament der letzten Delung und den Sterbeablaß zu ertheilen. Ärztliche Hölfe wird sofort herbei-

gerufen, aber alles ist umsonst; Leunis ist nicht mehr zum Bewußtsein gekommen. Wie er in gesunden Tagen zu thun pflegte, so wischte er sich von Zeit zu Zeit über die Nase, schlug auch auf das laute Rufen des Arztes, seines alten Freundes, für einen Moment die Augen auf. Das aber waren, nebst dem beständigen Köcheln, die einzigen Zeichen von Leben, die er noch von sich gab. Am Mittwoch, den 30. April, Nachmittags gegen 2 Uhr, entschlief er darauf.

Leunis' plötzlicher Tod erregte allgemeine Theilnahme und großes Mitleid in der ganzen Stadt und unter dem gesammten Clerus der Diöcese. Wiewohl der so plötzlich Dahingerufene stets fromm und gut gelebt und alle seine Kräfte in unausgesetzter Thätigkeit dem Dienste der Schule und der Kirche gewidmet hatte, so hätte ihm doch jedermann noch die Zeit gewünscht, daß er noch einmal auf sein Leben zurückblicken und mit Gott seine Rechnung hätte abschließen können. Denn es bleibt stets etwas Furchtbares, vor den ewigen Richter, den „*Rex tremendae majestatis*“, der alles nach strengster Gerechtigkeit entscheidet, und vor dem auch selbst der Gerechte bebt, so plötzlich und unerwartet hintreten zu müssen. Und gerade deswegen machte Leunis' unerwartetes Schicksal, auf alle ohne Ausnahme einen so tiefen, erschütternden Eindruck.

Leunis war an seinem Arbeitstische mit der Feder, welche noch von der Dinte feucht war, umgesunken. Der Bogen, auf dem er geschrieben hatte, zeigte, daß er gerade bei der Ausarbeitung der *Festuca ovina*, des Schaffschwingels, (Synopsis II. Th., S. 1215) war. Auf dem Blatte sah man, wie die letzten leserlichen Worte bereits eine veränderte Schrift zeigten, dann waren wiederholte Ansätze zum Schreiben gemacht, ohne daß indeß ein Wort aus der Feder geflossen war, endlich folgte ein langer Strich über den Bogen, der durch Leunis' Hinabfallen zur Erde verursacht war. So also hatte er ausgeharrt in seiner Arbeit, so lange sein Körper es noch gestattete. Als schon das Licht des Geistes erloschen war, waren noch immer Schreibversuche gemacht, die erst aufgegeben wurden, als auch der Körper den Dienst versagte.

Die Leiche des theuren Todten wurde in priesterlicher Kleidung, wie sie bei der heiligen Messe getragen wird, in seinen Zimmern ausgestellt. Die Schüler des Josephinum, die soeben aus den Osterferien heimgekehrt waren, eilten schaarenweise hin, um die Züge des alten Lehrers doch zum wenigsten noch einmal im Tode zu schauen und von ihm Abschied für immer zu nehmen.

Am 3. Mai endlich, Nachmittags drei Uhr, nachdem im Dome das Todtenofficium gebetet war, setzte sich der Trauerzug von der kleinen Aula des Josephinum in Bewegung; dem Sarge voraus gingen die Schüler des Josephinum, die gesammte Geistlichkeit der Stadt, das Lehrercollegium des Josephinum, die Professoren der theologischen Facultät und das hochwürdige Domkapitel; hinter dem Sarge folgten zunächst die Verwandten des Verstorbenen und alsdann die übrigen Leidtragenden, die sich aus allen Ständen der Stadt in großer Zahl eingefunden hatten. Der Zug bewegte sich über den kleinen Domhof um die Cathedrale herum in das nordöstliche Portal derselben und von da durch die altehrwürdigen Kreuzgänge auf den St. Annafriedhof. Hier, im Schatten der Annenkapelle, nicht weit vom tausendjährigen Rosenstocke, wurde der Sarg unter den üblichen Gebeten und Ceremonien der Erde übergeben. Schüler des Josephinum trugen vierstimmige Lieder vor, worauf der Director des Gymnasiums, der hochwürdige Herr Domkapitular Müller, eine erhebende Ansprache an die Versammelten richtete, die wir ganz mittheilen wollen, weil sie nochmals einen kurzen Ueberblick über Lebnis' Schaffen und Wirken gewährt:

„In ernster Stimmung umstehen wir das Grab, welches soeben die sterblichen Reste eines bedeutenden Mannes in sich aufgenommen hat und tief bewegt ergreife ich das Wort, um dem Hingefahrenen, dem wir das Trauergeleit gegeben, einen letzten Nachruf zu widmen. Er war mein Lehrer und vieljähriger Amtsgenosse und über seiner Gruft drängt es mich, zunächst noch einmal öffentlich den Dank auszusprechen für alles, was ich in dieser Beziehung Förderliches, Freundliches und Gutes von ihm empfangen

habe. Er war Lehrer am Gymnasium Josephinum, in dessen Schulen er seine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung erhielt, an dem er selbst dann in ununterbrochener Thätigkeit fast ein halbes Jahrhundert gewirkt hat und auf welches auch jetzt noch nach seinem Tode, gewissermaßen als Erbschaft, der Abglanz seines ehrenvollen Namens fällt. In dieser Eigenschaft war er der Lehrer von vielen Hunderten von Schülern, die dankbar seiner eingedenk bleiben werden und von denen die letzten und jüngsten, die mit an diesem Grabe stehen, noch vor wenigen Tagen zu seinen Füßen saßen und beim Beginne der kurzen Osterferien nicht ahnen konnten, daß sie die Züge ihres Lehrers nicht wiedersehen, seine altvertraute Stimme nicht wieder hören würden. Aber weit über diesen persönlichen Unterricht war er in anregender und wirksamer Weise Lehrer durch die von ihm verfaßten trefflichen Bücher. Im ganzen großen Vaterlande ist in zahllosen Schulen und Häusern der Name Leunis wohlbekannt und hochgeehrt und noch weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, ist der Ruf desselben durch seine Werke gedrungen. In Rede und Schrift war er so ein Lehrer im umfassendsten Sinne des Wortes, ein Lehrer, auf den die Stelle der Bibel ihre buchstäbliche Anwendung findet: „Er sprach von den Bäumen, von der Ceder, die auf dem Libanon steht, bis zum Hyssop, der aus der Wand sproßt und er sprach von den Thieren des Feldes, den Vögeln der Luft, dem kriechenden Gewürm und den Fischen des Wassers und es kamen zu ihm aus allem Volk zu horchen seiner Lehre“ (III. reg. cap. IV).

Reiche Kränze für erworbenes literarisches Verdienst werden voraussichtlich aus anderen Händen auf diese Gruft fallen, aber ein Kranz besonders ist es, den ich darauf niederlegen möchte. Es ist der Kranz des stillen, beharrlichen, unermüdlchen Fleißes, der neben dem angeborenen seltenen Scharfblicke für die Natur den Verewigten ausgezeichnet hat, ein Kranz, den ihm zu weihen Niemand so berechtigt ist, als einer aus dem collegialischen Kreise, in dem der Verewigte wie in seiner Familie lebte. Er hatte das

Glück, von Anfang an seinen eigentlichen Beruf zu erkennen, Dank seiner Stellung am Gymnasium und an der Cathedrale die Möglichkeit, sich ihm hinzugeben; er hatte das Geschick, ohne eigentlichen Unterricht, als Autodidact, in diesem Berufe sich zurechtzufinden und die Kraft, ohne äußeren Antrieb und zunächst ohne einen andern Lehrer als den, der in der Sache selbst liegt, darin zu beharren und sich ganz auf ihn zu concentriren. Nach jahrelang fortgesetztem Wandern durch Wald und Feld, über Berg und Thal, durch Sumpf und Moor, um zu beobachten, zu forschen, zu sammeln, saß er dann wieder Jahre- und Jahrelang, das Gesammelte zu bestimmen, zu ordnen und das unermessliche Gebiet naturwissenschaftlicher Literatur geistig zu durchziehen, mit solchem zähen Eifer, daß er vielfach darüber Essen und Trinken, Schlaf und Erholung vergaß. So entstanden seine Werke, in denen, wie im Baue der fleißigen Bienen, der Saft und Staub von tausend und abertausend Blüten, wohl verarbeitet und gestaltet aufgespeichert ist, die Ergebnisse der reichen wissenschaftlichen Einzelforschung unserer Zeit zum System geordnet und mit seltener Kunst des Ausdrucks und der Fassung wunderbar zusammengedrängt sich finden.

Er ist abgerufen nach langer, unverdrossener Arbeit, aber doch nicht am Schlusse derselben, sondern noch mitten darin. Wir fanden ihn niedergefunken neben seinem Arbeitstische; auf demselben noch naß von seiner Feder die Manuscriptblätter des zweiten Bandes seines bedeutendsten Werkes, deren Umarbeitung er nicht vollenden sollte. Wohl wird man bei dem, wenn auch nur wenigen noch Fehlendem inne werden, welch' ein Meister in ihm dahingeschieden ist.

So schaffte und wirkte er in seinem eigentlichsten Berufe, trotz fühlbarer, körperlicher Schwäche bis zum letzten bewußten Athemzuge. Darin liegt besonders für unsere studirende Jugend eine Lehre ihres Lehrers noch in seinem Tode! In seinem Leben aber, besonders in dem eigentlichen Beginne seiner Laufbahn, sei

er ihr ein leuchtendes Vorbild, in dem das Wort des Dichters verkörpert uns vor Augen tritt:

„Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätte gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschläfft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.“

Doch scheiden wir jetzt von der irdischen Hülle, die hier in verwandtem Staube zu Staub zerfällt. Er selbst ist ja, wie der Schmetterling die Puppe sprengt, auf Geistesflügeln emporgetragen in jenes Reich, wo in größerer Nähe des Schöpfers auch die Wunder der Schöpfung und die Räthsel der Natur den Augen des Forschers klarer sich erschließen und wo der treuen Arbeit des Hingeshiedenen, so vertrauen wir, schon jetzt, oder, durch unsere Gebete gefördert, doch bald der verheißene ewige Lohn wird. Amen!“

Im Dome und der Jesuitenkirche wurden an den folgenden Tagen die üblichen Seelengottesdienste für den Verstorbenen abgehalten. Möge Gott das Gebet „Requiem aeternam dona ei Domine“ erhört und ihn, den unermüdlchen Forscher und Arbeiter, zu sich in den Himmel aufgenommen haben, wo er theilnehmend an der großen Sabbathruhe des Herrn nun ausruht für immer von seinem Studium und wo er umleuchtet von dem Lichte ewiger Klarheit, alles das vollkommen erkennt, was durchzuforschen und kennen zu lernen sein großer Geist sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte.

Seine letzten Schüler am Josephinum umkleideten ihren alten Lehrer gleich nach seinem Tode mit einem kleinen Sagenkreise. Leunis sei, so hieß es, oben vor dem Himmel angekommen, wo St. Petrus ihn gefragt habe: „In welche Klasse gehörst du denn?“ ¹⁾ Hierauf habe er ihm aber erwidert: „Schon wieder gefragt. Immer muß er vorlaut sein; warte er nur, bis ich ihn frage.“ ²⁾ St. Petrus sei hier-

¹⁾ „In welche Klasse gehört sie“ war beständig Leunis' erste Frage im botanischen Unterricht.

²⁾ Dies war Leunis' stereotype Redensart wenn jemand „vorlaut“ war.

durch perplex geworden und habe ihn unbehindert in den Himmel eintreten lassen. Dort oben sitze nun Leunis, blättere seine Synopsis durch, wische sich lächelnd mit dem Finger über die Nase und sage beständig: „Ich bin aber dumm gewesen.“

Leunis ist ein großer Mann gewesen; ein gründlicher Gelehrter, ein tüchtiger Schulmann, ein bedeutender Schriftsteller ist in ihm zu Grabe getragen. Er war und bleibt ein Ruhm für die Diöcese Hildesheim und deren Clerus, besonders aber erneuert er durch seinen wohlbekannten Namen den alten Glanz der Domschule, des Josephinums; ein würdiger Genosse jener großen Männer, welche von den Tagen des heiligen Altfriedus an bis auf unsere Gegenwart durch ihre Wissenschaft und Gelehrsamkeit Hildesheim und seine Schule noch über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus bekannt und berühmt gemacht haben. Möge sein Andenken daher in Hildesheim stets in Segen und Ehren bleiben.
